Glauben und Wissen.

1903. I. Jahrgang. — Heft 3. März.



Die Berechtigung der Entwicklungslehre.

I.

Von hochgeschätzter Seite wurde ich gebeten, doch gleich von vornherein in der neuen Zeitschrift den Standpunkt festzunageln, den sie in Sachen der Entwicklungslehre einnehmen soll. Diesem Wunsch komme ich um so lieber nach, als ich durchdrungen bin von der Wichtigkeit einer festen Stellungnahme in dieser Frage.

Der Gedanke der Entwicklung ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts. Gewiss war der Begriff „Entwicklung" schon lange vorhanden, hat doch selbst Aristoteles schon sein Augenmerk auf die Entwicklung des Hühnchens aus dem Ei gerichtet. Allein die Vorstellungen, die man von der Entwicklung hatte, waren meistens höchst absonderlich und unkritisch, man liess alle möglichen Tiere aus unorganischen Stoffen, Schlamm usw. hervorgehen und glaubte vielfach an Zusammenhänge von Tieren, die nicht im Entferntesten bestehen. So meinte Aristoteles, dass die Regenwürmer aus dem Schlamm entstünden und dass aus ihnen selbst wieder Aale würden.

Der Grund dafür, dass man dem eigentlichen Gedanken von der Entwicklung so lange fern blieb, ist leicht einzusehen: die Voraussetzung dieses Gedankens ist eine gründliche Kenntnis der Reiche der Lebewesen und ihres Baus. Diese aber fehlte den Alten durchaus (Aristoteles kannte nur 500 Tierarten) und das Mittelalter fusste wieder auf jenen, und als nun endlich um das Jahr 1500 die neue Zeit auch für die Naturwissenschaften anbrach, da war das Interesse vor allem durch die Kopernikanische Lehre und die Astronomie gefesselt, und mit den Lebewesen beschäftigten sich nur wenige Forscher, die sog. Väter der Botanik. Dann aber begann bald ein emsigeres Sammeln der Arten. Damit war im wesentlichen das 17. und z. T. auch das 18. Jahrhundert ausgefüllt. Aber schon damals tauchten manche Gedanken auf, welche an die Entwicklung heranreichen: so beobachtete Steno die aufeinanderfolgenden Erdschichten und schloss ebenso wie Hooke aus den Versteinerungen auf eine geologische Entwicklung. Auch die Erfindung und Vervollkommnung

des Mikroskops und die mikroskopische Forschung (Hooke, Malpighi, Leuwenhoeck) trugen wesentlich zur Vertiefung der Erforschung des Lebens bei.

Das 18. Jahrhundert war die Zeit des Ausbaus des Systems, sowohl des künstlichen wie dann auch vor allem des natürlichen, dieses aber bildet die eigentliche Grundlage der Entwicklungslehre, und nun sehen wir denn auch mit der Ausbildung des natürlichen Systems die ersten wirklichen Entwicklungsgedanken auftreten, z. B. bei Buffon. Über die Entwicklung der Einzelwesen hatte man bis zum 18. Jahrhundert recht verschwommene Ansichten, aber schon Swammerdam beobachtete die Entwicklung der Insekten und Malpighi die Entstehung des Hühnchens im Ei mit Hilfe des Mikroskops. Harvey hatte damals bereits die sog. Einschachtelungstheorie aufgestellt, nach welcher das Ei schon die vollständige Anlage des ihm entspringenden Wesens enthalten soll. Diese Lehre vertrat im 18. Jahrhundert der berühmte Anatom A. von Haller, und nun kam man gar auf den absonderlichen Gedanken, dass das Ei auch schon alle späteren Generationen enthalte. Dem trat Kaspar Friedrich Wolff mit der Lehre entgegen, dass die Entwicklung des einzelnen Wesens ein Wachstums- und Werdevorgang aus einfacher Anlage ist. Dadurch ist Wolff der Vater der heutigen Entwicklungslehre geworden.

Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnen aber auch die Gedanken einer Entwicklung des Weltalls im Grossen, sie verdichteten sich in den Lehren von Kant und Laplace, nach denen sich alle Himmelskörper einheitlich aus einem anfänglich gasförmigen Urstoff gebildet haben sollen.

Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts nahmen nun alle diese Gedanken einen ausserordentlichen Aufschwung; denn mit der Vervollkommnung des natürlichen Systems wuchs die Erkenntnis der Verwandtschaftsverhältnisse im Tier- und Pflanzenreich. Cuvier begründete die vergleichende Anatomie und die Versteinerungskunde, welche in ungeahnter Fülle ausgestorbene Lebewesen kennen lehrte. Goethe fasste zwar seine „Metamorphose der Pflanze“ durchaus bildlich, allein er stellte sich doch bei dem Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire auf die Seite des letzteren, der ebenso wie schon vorher Lamarck es offen aussprach, dass sich die Tier- und Pflanzenformen allmählich aus einander entwickelt haben. Gleichzeitig stellte Lyell an die Stelle der Katastrophentheorie Cuviers, welche in der Erdentwicklung plötzliche, gewaltige Umwälzungen annahm, die Lehre von der allmählichen Umbildung der Erdrinde. Vor allem aber brachte das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Entdeckung des gleichmässig zelligen Baus der Pflanzen und Tiere durch Schwann und Schleiden und die eigentliche Begründung der tierischen Entwicklungsgeschichte durch Karl Ernst von Baer.

Durch alles dies war der Boden für den Gedanken an eine Auseinanderentwicklung aller Lebewesen und an eine allmähliche Entwicklung des Weltalls durch natürliche Ursachen derartig vorbereitet, dass das Auftreten Darwins (1859) einen gewaltigen Aufruhr erregen konnte. Darwin hat jenen Gedanken zum erstenmal feste Gestalt gegeben und sie systematisch durchgearbeitet. Im ersten Jahrzehnt nach Erscheinen seines ersten Werkes verhielt sich die Naturforschung noch vielfach ablehnend; im zweiten beherrschte seine Lehre fast unbeschränkt das Dichten und

Trachten der naturwissenschaftlichen Welt; aber vom dritten an begann eine Abkühlung der Begeisterung, und im vierten endlich vollzog sich der Abbröckelungsprozess. In der Gegenwart nun können wir schon ganz klar sehen, wie es mit der Entwicklungslehre steht und in Zukunft stehen wird: Der Gedanke der Entwicklung hat in der Naturforschung gesiegt, daran ist nicht mehr zu zweifeln; aber über das Wie? der Entwicklung ist man noch ganz im Ungewissen, und die besondere Antwort, die Darwin auf diese Frage gab, wird heute von der Naturforschung fast ganz abgelehnt.

Dieser geschichtliche Überblick ist sehr bemerkenswert; denn er zeigt deutlich, dass mit der wachsenden Erkenntnis auf naturwissenschaftlichem Gebiete auch die Überzeugung von der Wahrheit des Entwicklungsgedankens wuchs. Sollte es nun wohl ein Irrtum sein, was sich so, zuletzt geradezu unausrottbar, in dem Gedankengang der Naturforscher eingewurzelt hat? Die Geschichte jeder Wissenschaft zeigt, dass sich in ihr vielfach Irrtümer ablösen, allein, dass ein tatsächlicher Irrtum bis zur Gegenwart eine immer mehr wachsende Zahl von Anhängern gewinnt, um dann die Alleinherrschaft zu erhalten, das erscheint doch wohl unglaublich.

Demnach wollen wir nun weiter untersuchen, welche Berechtigung die Entwicklungslehre tatsächlich hat.

II.

Weshalb hängt der Naturforscher von heute so sehr an dem Entwicklungsgedanken?

Forscht man nach dem Ursprung irgend eines Lebewesens, welches nicht gerade zu den allereinfachsten gehört, so sieht man dass es sein Dasein mit einer einfachen Zelle, dem Ei, beginnt. Im Laufe der Zeit zeigen sich an derselben zunehmende Änderungen: mehr und mehr bilden sich aus dem vorher gleichartigen Gebilde verschiedene Organe heraus, bis zuletzt das fertige Wesen vorliegt. Man sagt: es hat sich aus dem Ei „entwickelt“. Hier ist von einem Irrtum keine Rede mehr, dieser Bildungsvorgang ist eine Tatsache, bei der wir auf durchaus festem Boden stehen; denn sie ist seit Karl Ernst von Baer an tausenden von Lebewesen beobachtet worden. Und wenn man, wie gesagt, von den einfachsten Formen, die in ihrer fertigen Gestalt schon etwa dem Ei der anderen entsprechen, absieht, so ist bisher noch keine Pflanze und kein Tier gefunden worden, dass nicht diese „Entwicklung“ vom Ei durch einfache Formen hindurch zu seiner Eigengestaltung zeigte. Es ist also eine Tatsache: jedes einzelne Lebewesen entwickelt sich im Laufe seines Daseins.

Dieser Satz ist aber auch für den Laien nicht mehr ein Dogma, das er auf Treu und Glauben hin annehmen muss; denn nichts ist doch für jeden einzelnen Menschen sicherer, als dass er sich von seiner Kindheit an, mit dem Säugling beginnend, körperlich entwickelt hat, und tagtäglich sieht jeder diese „Entwicklung“ vom kleinen Kinde bis zum erwachsenen Menschen sich vor seinen Augen wiederholen. — Dies ist auch nicht allein eine körperliche Entwicklung: ebenso klar und sicher wie diese ist für jeden denkenden Menschen die Tatsache seiner geistigen

Entwicklung. Denkt man sein geistiges Leben zurück, so beginnt es in jenem dämmerlichen Bewusstsein des kleinen Kindes, schreitet fort zum Selbstergreifen und Begreifen des Knaben und steigt an zu der Höhe der geistigen Erkenntnis, die der Denkende gerade jetzt erklommen hat. Also auch im Geistesleben ist die mit einer dem Ei entsprechenden Anfangsstufe beginnende und dann fortschreitende und zur Vervollkommnung führende Entwicklung eine Tatsache, weil sie ein Selbsterlebnis ist.

Es ist wohl erlaubt, dieses Selbsterlebnis noch weiter auszudehnen: der Mensch ist Glied einer höheren Gemeinschaft, eines Volkes, und auch für dieses, für sein geistiges, kulturelles und soziales Dasein beobachtet man eine fortschreitende Entwicklung. Freilich, ein einzelnes Menschenleben ist zu kurz, um diese letztere wirklich ausgiebig zu erfahren; selbst wenn es einem ganzen Jahrhundert nahe kommt, bleibt es doch nur ein kurzer Ausschnitt aus dem Gesamtleben des Volkes oder gar der Menschheit. Dennoch wird auch dieser verhältnismässig kurze Ausschnitt den Charakter der Entwicklung deutlich darbieten. Allein darüber hinaus verlässt uns nun doch die Selbsterfahrung, an ihre Stelle tritt die geschichtliche Überlieferung. Aber bei dem kritischen Sinn unsrer Zeit hat auch sie für die Erfahrung eine grosse Bedeutung erlangt, so dass man sie doch gewiss als eine zuverlässige Quelle ansehen darf, die wenigstens im Grossen und Ganzen nicht täuscht. Und was zeigt sie uns nun? Ganz unzweifelhaft eine langsame Entwicklung der ganzen Menschheit und ihrer einzelnen Völker aus dem Nebelgrau der Urzeit und dem Aufdämmern des Bewusstseins durch zahllose Kulturstufen hindurch bis zu der geistigen Höhe eines Kant und Goethe, bis zu den sausenden Maschinen der Jetztzeit und zu dem sonnenhaften Licht der elektrischen Bogenlampe. Auch diese geschichtliche und kulturelle Entwicklung ist für jeden Denkenden eine Tatsache, es wäre eine Torheit sie zu leugnen.

Ein weiteres Beispiel einer Entwicklung scheint auch die Erde zu bieten. Wenn wir ihre Rinde untersuchen, so finden wir nämlich eine Stufenfolge von Schichten, die offenbar im Laufe der Zeit aufeinander abgelagert wurden, zu unterst liegen Massen ohne Schichtung, die sicherlich durch Erstarrung einer vorher glutflüssigen Masse entstanden sind. Dieses und manches andere zeigt, dass jedenfalls auch die Erde einen gewissen Werdegang durchgemacht hat, der vielleicht ebenfalls, wenn auch in anderem Sinne wie bisher gebraucht, den Namen „Entwicklung“ verdient.

Das Streben nach einem einheitlichen Weltbild lässt nun aber weiter den Gedanken aufkommen, dass sich das ganze Sonnensystem, ja, das Weltall, von dem die Erde ein Einzelglied ist, in ähnlicher Weise aus einfacherem Anfang einheitlich „entwickelt“ hat, — ein Gedanke, der wohl in manchen Erscheinungen des Weltalls (Einheitlichkeit des Stoffes, Nebelflecke u. s. w.) eine gewisse Stütze zu finden scheint, dem nun aber doch, wie der aufrichtige Forscher anerkennen muss, die tatsächliche Begründung noch durchaus fehlt und vielleicht auch für immer fehlen wird.

Wir haben oben gesehen, dass sich jedes einzelne Wesen auf der Erde, Pflanze wie Tier, allmählich aus einfacherem Zustand entwickelt. An diese fort=

während zu beobachtende Tatsache schliesst sich nun der Gedanke an, dass sich auch das gesamte Reich der Lebewesen allgemach entwickelt hat, also ganz ebenso, wie sich die Gesamt-Menschheit unzweifelhaft aus einfacheren Kulturstufen zur jetzigen Höhe herausarbeitete.

Anders gesagt: ebenso wie sich nach dem biblischen Bericht die gesamte Menschheit mit allen ihren bisher über die Erde wandelnden Gliedern, mit allen ihren verschiedenen Rassen aus einem Paar entwickelt hat, so soll sich nun auch die gesamte Lebewelt, Tiere und Pflanzen umfassend, mit ihrer gewaltigen Mannigfaltigkeit der Formen, aus wenigen Urformen oder gar aus einer einzigen Urform entwickelt haben. Dies ist der Gedanke der modernen Entwicklungslehre. Es ist nun ja von vornherein ganz klar, dass auch diese Entwicklung für uns zunächst ein Dogma oder, wenn wir lieber wollen, eine Hypothese (Annahme) ist, denn diese Entwicklung gehört ja einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit an. Wir können sie daher niemals durch unmittelbare Beobachtung als wahr nachweisen, wie es die Naturforschung sonst mit unerbittlicher Strenge fordert. Dann fragt es sich also nur, ob wir, ähnlich wie in den Annalen der Weltgeschichte, nicht am Ende eine Art historischer Überlieferung auch für die Entwicklung der Tier- und Pfanzenwelt besitzen, aus der wir ebenso wie dort Schlüsse ziehen dürfen, ferner ob es nicht doch noch andre Anzeichen für eine derartige Gesamtentwicklung der Lebewelt gibt. Diese sind nun in der Tat vorhanden.

Zunächst ist es eine sehr auffallende Tatsache, dass beide Reiche der lebenden Natur in ihren heutigen Vertretern ganz deutliche Stufenreihen von einfacheren zu zusammengesetzteren Formen bilden. Die einfachsten Formen der Tiere sowohl wie Pflanzen sind nichts als kleine Schleimklümpchen, von ihnen kann man fortschreitend eine Vervollkommnung der Organisation bemerken, bis man im Pflanzenreich endlich bei so hochstehenden Formen ankommt wie Rose und Erbse, im Tierreich bei so hochstehenden Formen, wie es die Affen sind. Gewiss, alle diese Formen von unendlicher Mannigfaltigkeit sind nicht etwa durch unmerkliche Übergänge verbunden, auch darf man von vornherein nicht denken, dass sie sich alle in eine Reihe stellen lassen, an deren einem Ende jenes Schleimklümpchen und an deren anderem der Affe oder gar der Mensch steht. Das wäre eine ganz falsche Ansicht, wie sie jedoch wohl oft von Laien gehegt wird. Vielmehr hat die Hauptreihe zahllose Seitenäste, die blind endigen. Allein immerhin ist die fortschreitende Gesamtfolge doch eine so auffallende, dass man den Gedanken an eine „Verwandtschaft" dieser einander ähnlichen Formen nicht los wird. Dieses Wort ist übrigens schon lange, bevor der Entwicklungsgedanke festere Formen annahm, von Botanikern und Zoologen gebraucht worden, wenn es sich darum handelte, die systematische Zusammengehörigkeit zum Ausdruck zu bringen. Freilich dachte damals (im 18. Jahrhundert) wohl niemand an eine wirkliche Bluts-Verwandtschaft. Es war vielmehr nur eine formale, eine logische Zusammengehörigkeit gemeint, nicht die durch gemeinsame Abstammung bedingte, wie es bei dem aus den menschlichen Verhältnissen entnommenem Wort „Verwandtschaft" sonst der Fall ist. Diese Bedeutung gab ihm beim naturwissenschaftlichen Gebrauch erst der Entwicklungsgedanke.

Eine solche Bluts-Verwandschaft wäre ja nun ganz undenkbar, wenn die jetzigen Formen völlig starr und unveränderlich wären, wie man das früher behauptet hat. Allein die fortschreitende Erfahrung hat nun doch gezeigt, dass sie eine gewisse Biegsamkeit besitzen, dass sie in bestimmten Grenzen abändern können. Damit ist aber auch die Möglichkeit (nicht die Gewissheit) vorhanden, dass einmal eine Form in eine andere überging. Es ist bei dieser Sachlage vor allem bemerkenswert, dass sich die Lebewesen in gewisser Hinsicht nach ihrer Umgebung und nach den Verhältnissen richten, in denen sie leben, und zwar so, dass eine Änderung dieser Lebensbedingungen auch eine gewisse Änderung der Formen mit sich bringen kann.

Während diese Tatsachen in der Gegenwart beobachtete Anzeichen sind, die den Gedanken an eine Entwicklung stützen, gibt es nun aber auch gewisse historische Annalen für dieselben. Wir haben oben darauf hingewiesen, dass die verschiedenen Schichten der Erde auf eine Entwicklung der letzteren hinweisen, dass sie also gewissermassen die Seiten einer geschichtlichen Urkunde sind, aus welcher wir die Entwicklung herauslesen können. Was sagt denn nun diese Urkunde von der früheren Lebewelt? In je ältere Schichten wir hinabsteigen, um so einfacher werden die Tiere und Pflanzen, entsprechend jener Abstufung in der Jetztzeit. Auch hier ist es nicht wieder eine ganz strenge Folge, aber immerhin rechtfertigt sie doch den Schluss, dass auf der Erde zuerst einfache Wesen lebten, dann immer zusammengesetztere, bis zuletzt unsere heutigen Organismen auftraten. Jedenfalls ist soviel sicher, dass die heutigen Formen früher nicht vorhanden waren.

Dies sind die Tatsachen, welche dem Naturforscher den Gedanken an eine Entwicklung, auch der Gesamt-Lebewelt im Lauf der Zeiten, nahe legen. Ich betone noch einmal, dass ich sie nicht für zwingende Beweise halte, aber sie sind doch derart, dass sie sich kaum auf eine andere Weise befriedigend erklären lassen. Immerhin kann es sich hier der Natur der Sache nach nur um einen Wahrscheinlichkeitsbeweis handeln. Wenn man hierbei aber nur immer einen einzelnen der aufgezählten Punkte betrachtet, so mag man denselben leicht kritisieren und für unzulänglich erklären, allein man muss sie, ähnlich wie die sogenannten „Gottesbeweise", alle zusammen nehmen und dann als Beweis wirken lassen.

Wird fortgesetzt. E. Dennert.



„Der arme Heinrich".

Gerhart Hauptmanns neuestes Drama[1]).

Im Schwabenland lebte in alten Zeiten ein reicher und mächtiger Ritter; er hiess Heinrich von Aue und war eine Zierde seines Standes. Keine der ritterlichen Tugenden fehlte ihm, und alle Welt lobte und pries ihn deshalb. Sein Glück schien

1) Der arme Heinrich von Gerhart Hauptmann. Eine deutsche Sage. Berlin, S. Fischer, 1902. Mk. 3.50.

vollkommen. Allein er vergass darüber Gottes. Da traf ihn plötzlich ein fürchterliches Geschick. Wie die Kerze mitten im Leuchten zur Asche wird, so wurde er von dem Gipfel weltlichen Glanzes jäh herabgestürzt. Die Miselsucht, der Aussatz, befiel ihn, und er wurde allen Menschen ein Greuel. Er geriet in Verzweiflung und verfluchte den Tag seiner Geburt. Auch die Kunst der Ärzte schien zu versagen. Nur ein weiser Meister zu Salerno wusste eine Arznei: eine reine Jungfrau müsse freiwillig und freudigen Sinnes ihr Herzblut für ihn dahingeben. Da erkannte der arme Heinrich, dass er nicht zu retten sei; er bereitete sich zum Tode, indem er seine Habe den Armen und der Kirche verteilte, und zog sich auf ein Gereute, eine einsame Meierei, zurück, deren Pächter seinem immer gütigen Herrn dankbar ergeben war. Unter den Kindern der Pächtersleute war auch ein achtjähriges Mädchen von wunderbarer Güte und Schönheit. Die erbarmte sich des Kranken; zu seinen Füssen sitzend erheiterte sie ihm die schweren Stunden, und er lohnte seinem Gemahl — so pflegte er sie zu nennen — mit kleinen Gaben, wie sie Kindern Freude machen. So vergingen drei Jahre. Da hörte sie einst, wie Herr Heinrich ihren Eltern von dem Bescheid des Arztes zu Salerno erzählte. Der Gedanke, den Herrn durch Preisgabe ihres jungen Lebens zu retten, lässt sie nicht mehr ruhen. Sie weiss ihre Eltern von der Notwendigkeit des frommen Opfers zu überzeugen, und auch des Ritters Widerstand überwindet sie. So ziehen sie nach Salerno.

Der Meister will an die Freiwilligkeit dieser Hingabe nicht glauben; er schildert ihr die Qualen, die sie erdulden müsse, wenn er ihr lebend das Herz aus dem Leibe schneide. Aber sie lässt sich keinen Augenblick beirren. Voll Freude und gläubiger Zuversicht sieht sie dem Tode entgegen, der ihrem Herren die Gesundheit und ihr selbst die Himmelskrone bringen soll. Der Arzt hiess sie sich entkleiden und band sie auf einem Tische fest. Als aber Herr Heinrich vor der Türe hörte, wie der Meister das Messer zu dem totbringenden Schnitte wetzt, wird sein Herz von Mitleid ergriffen. Durch einen Spalt der Wand sieht er das schöne Kind. Sein Unterfangen erscheint ihm plötzlich töricht und sündhaft. Er beschliesst sich in den Willen Gottes zu fügen und gebietet dem Arzt Einhalt. Auch die Tränen und Klagen der Jungfrau vermögen seinen neuen Entschluss nicht zu erschüttern. Aber der Herr zeigte an den Beiden, die die Prüfung bestanden, wie lieb ihm Treue und Erbarmung ist: auf der Heimreise noch liess er den armen Heinrich gesunden. An Gut und Ehre wurde der Genesene reicher als zuvor, aber er genoss jetzt sein Glück in stetem Aufblick zu Gott. Das Kind, dem er seine Rettung verdankte, hielt er in hohen Ehren, und als ihm seine Verwandten rieten zu heiraten, wählte er die, die er einst im Scherz sein Gemahl genannt hatte. Nach einem langen und glücklichen Leben erlangten sie die ewige Seligkeit.

Diese rührende Geschichte hat vor 700 Jahren der Dienstmann des Herrn von Aue, der ritterliche Dichter Hartmann in anmutigen Versen erzählt. Gerhart Hauptmann hat sie zum letzten Weihnachtsfest in dramatischer Form erneuert. Nicht blos die verschiedene Kunstform, auch den Unterschied der Zeitalter und der gestaltenden Künstler gibt beiden Dichtungen ihr eignes Gepräge.

Weltfreude und Weltflucht mit ihren äussersten Konsequenzen sind die beiden grossen Gegensätze, in denen sich das geistige und gesellschaftliche Leben des Mittelalters bewegt. Konrad von Würzburg hat in einem bekannten Gedichte das Bild der Frau Welt gezeichnet als eines herrlich geschmückten verlockenden Weibes, das an Schönheit Pallas und Venus übertrifft, aber ihr Rücken ist mit Blattern und Eiterbeulen, Schlangen, Kröten und anderem widerlichen Getier bedeckt. „Die Welt erglänzt nach aussen in buntem Farbenspiel, aber innen ist sie schwarz, finster wie der Tod“, singt Walther von der Vogelweide. Und das Bild, das alte Liederhandschriften von diesem grössten der Minnesänger der Nachwelt überliefert haben, zeigt ihn im Nachdenken versunken über die Frage, wie es möglich sei, Ehre, Reichtum und, was mehr wert als beide, Gottes Huld miteinander zu vereinigen. Ganz in diesem Vorstellungskreise bewegt sich auch Hartmanns Erzählung. Ihr Held war ein Liebhaber der Welt und ihrer Lust; er empfängt der Welt Lohn. Seine Erkrankung ist eine Strafe für seine Gottentfremdung. Die Pächterstochter ist die Vertreterin der Weltflucht, der Gottessehnsucht; nicht so sehr aus Liebe zu dem Ritter, sondern weil sie die Freuden der Welt gering schätzt und ihnen die Seligkeit des Himmels vorzieht, will sie ihr Leben opfern; dem himmlischen Bräutigam strebt sie entgegen; sie geht in den Tod wie zum Tanze. Wenn der Diener der Welt sich mit der Dienerin Gottes am Schlusse vereint, so spricht sich darin symbolisch der Gehalt der Dichtung aus: zwischen zwei entgegengesetzten Willensrichtungen wird ein Kompromiss geschlossen; Welt- und Gottesdienst weiss der Geläuterte zu vereinen, und so erwirbt er irdisches Glück und ewige Seligkeit. Einem späteren Schreiber schien dieser Ausgang nicht befriedigend; er dichtete ihn um, indem er die Beiden nach Vollzug einer Scheinheirat ins Kloster gehen lässt: die Askese erringt den Sieg; eine Änderung, die, wenn sie auch in der ursprünglichen Überlieferung und in der Anlage des Gedichtes nicht begründet war, doch in der Art der Ausführung eine starke Stütze fand.

Nicht individnell gestaltetes, persönliches Leben schildert der mittelalterliche Erzähler. Die grossen sozialen Verbände der Kirche oder besser des Mönchtums und des Rittertums haben die Vorstellungsmassen gestaltet, die uns entgegentreten. Die einzelnen Menschen sind nur deren Gefässe. Typisches Seelenleben erscheint in typischer Ausdrucksweise. Abgesehen von dem Helden, an dessen Namen die Geschlechtssage anknüpft, sind die auftretenden Personen namenlos, körperlich und geistig besitzen sie keine eigenen Physiognomien. Heinrich ist vor seiner Erkrankung das Ideal eines Ritters, wie es oft genug in der mittelalterlichen Literatur gezeichnet wird. Seine Verzweiflung nach derselben wird nur mit wenigen Worten berührt. Erst wo es sich um die oben skizzierten Gegensätze handelt, wird der Dichter redseliger, Des Ritters Schuldbekenntnis und seine Reue erfüllen eine längere Rede. Die Vorgänge in seinem Innern bei dem Angebote des Mädchens werden wiederum nur obenhin behandelt. Zur Reise nach Salerno entschliesst er sich, ohne dass ein schwerer Seelenkampf vorausgegangen wäre. Auch seine innere Wandlung in Salerno wird kurz abgetan: Die Schönheit des Mädchens und der Zweifel, ob er durch ihren Tod wirklich genesen werde, veranlassen ihn, sich in sein Schicksal zu

fügen. Von dem neuen Leben, das er in der Heimat beginnt, heisst es nur, dass er sein Gut im Dienste Gottes verwandte und mehr auf sein Gebot achtete als zuvor. Vermissen wir hier alle psychologische Vertiefung, so scheint das Seelenleben des Mädchens um so eingehender geschildert. Etwa die Hälfte der ganzen Dichtung nehmen ihre Unterredungen mit den Eltern, dem armen Heinrich und dem Salerner Arzt ein. In der Schilderung der Gefahren dieser Welt und der Herrlichkeit des himmlischen Glückes entfaltet sie eine für ihr Alter und ihren Stand höchst auffallende Beredsamkeit; die Bedenken der Eltern und des Arztes widerlegt sie mit siegreicher Dialektik. Aber so wenig wie die Redekargheit des Ritters vermag uns Neuere der Redeschwall des Mädchens zu befriedigen. Die Frage, die sich uns vor allem aufdrängt, wie kommt die elf- bis zwölfjährige Pächterstochter dazu, mit glühender Begeisterung die Weltflucht zu predigen, wird von dem Dichter kaum aufgeworfen, wenn man nicht die Meinung der Eltern, der heilige Geist rede aus ihr, als Motivierung betrachten will. Es ist kein Wunder, wenn sie nach der Heilung des Ritters völlig die Sprache verliert; die Rückkehr in die Welt und die Heirat widerspricht zu sehr dem, was sie früher so überzeugend auseinandergesetzt. Der Dichter verzichtet auf jede innere Begründung dieses Wandels.

Nicht um den liebenswürdigen mittelalterlichen Erzähler herabzusetzen, wurde dies hervorgehoben, die epische Kunstform und vor allem die geistige Stimmung und der Geschmack seines Zeitalters erklären und entschuldigen diese Mängel zum grösseren Teil. Den modernen Dramatiker allerdings mussten sie zu einer Umgestaltung veranlassen. Es galt die Ereignisse zu vergegenwärtigen als aus der Tiefe der Seelen wachsende Handlungen, es galt ferner, das Seelenleben dieser Menschen uns verständlich zu machen, es dem unsrigen anzunähern, aus den Typen lebenswahre Individuen zu gestalten. Wie Odysseus die Schatten der Unterwelt Blut trinken lässt, um ihre Persönlichkeit wieder zu beleben, so musste der Dichter die alte Fabel und die Gestalten der Vergangenheit mit neuem inneren Leben erfüllen, das er aus der eigenen Seele nahm.

In den äusserlichen Grundzügen der Handlung hat sich Gerhart Hauptmann an die Ueberlieferung gehalten, im Einzelnen allerdings manches verändernd und ergänzend. So versetzt er, um eine nicht unwesentliche Einzelheit hervorzuheben, die Vorgänge in eine etwa 100 Jahre spätere Zeit: sein Held ist ein Zeitgenosse und Günstling Friedrichs II., des ersten modernen Menschen, wie man ihn wohl genannt hat. Zu den uns bekannten Gestalten der Sage treten hinzu ein frommer Waldbruder, Benedikt, ein Knecht Heinrichs, Ottacker, und Hartmann, sein treuer Dienstmann. Die Pächtersleute erhalten die Namen Gottfried und Brigitte; ihr Kind, und zwar das einzige, heisst Ottegebe. Schon bei der Wahl der Personennamen zeigt der Dichter, worauf hier nur kurz hingewiesen werden mag, eine Neigung zu symbolisieren, die uns auch sonst entgegentritt.

Bedeutungsvoller als solche äusseren Änderungen und Zusätze ist die neue innere Gestaltung des Stoffes. Nicht mehr der Gegensatz der Weltfreude und Weltflucht in seiner mönchischen Fassung drückt ihm sein Gepräge auf; das ganze innere Leben des Dramas ist beherrscht von dem Gedanken der Wiedergeburt. „Ge-

storben! Auferstanden! Die zween Schläge schlägt der Glockenschwengel der Ewigkeit." Diese Schlussworte sind das eigentliche Thema der neuen Dichtung. In ihnen erfüllt sich auch das Schicksal des Helden.

Der erste Akt zeigt ihn, wie er aus dem Getümmel der grossen Welt flüchtet in den Frieden des einsamen Meierhofes im Schwarzwald. Er war seither auf des Lebens Höhen gewandelt, ein Mann, an dessen Glanz sich Männer und Frauen sonnten, des Kaisers Tischgenosse und Teilnehmer an seinem Kreuzzug: „Er glich dem Stern ob Friedrichs Haupte, klar und göttlich es umlichtend, und wir alle genossen von dem Glanze seiner Gaben." So sagt sein Freund und Zeltgenosse Hartmann. Er hatte in den Paradiesen des Südens und Ostens geweilt, deren Üppigkeit er in farbenprächtigen Versen schildert. Als er mit des Kaisers Tochter, die bereits heimlich seine Braut war, tanzte, hatten sich die ersten Merkmale der furchtbaren Krankheit gezeigt. Frieden sucht er bei den alten Schwarzwaldtannen seiner Kindheit, Frieden bei dem treuen Diener mit dem weissen Haupt und der lieben väterlichen Stimme, Frieden bei Ottegebe, seinem „kleinen Gemahl", wie er sie vor vielen Jahren, selbst noch ein halber Knabe, genannt hatte. Sie ist ein seltsamliches, scheues Ding, das den Eltern schon manche Sorge gemacht hat, ein bleichsüchtiges Kind an der Grenze der Jungfräulichkeit, von blondem Haar wie von einem Heiligenschein umgeben. Erinnerungen aus frühester Kindheit fesseln sie an ihren Herrn. Ihm zu Liebe schmückt sie sich; um ihm frischen Honig zum Frühstück zu besorgen, lässt sie sich den Leib von den Bienen zerstechen; der Gedanke, einen Landmann heiraten zu sollen, erfüllt sie mit Entsetzen. Von der Krankheit des Ritters hat sie schon durch dessen abergläubischen Knecht gehört, auch von der Möglichkeit der Blutheilung. Der fromme Pater Benedikt, der Freund und Vertraute der Mutter, hat sie gelehrt den Aussatz als eine Strafe für die Sünden der Menschheit anzusehen und ihr gesagt, dass Leiden und Hingabe für des Nächsen Heil das Höchste sei. Liebe, Aberglaube und Frömmigkeit lassen in ihrer Seele die Vorstellung reifen, von der wir am Schlusse des Aktes hören, sie sei dazu berufen ihren Herrn zu erlösen. Heinrichs Abschied von der Welt, in der er seither gelebt, schildert der erste Akt. Der einzige, der ihn aus jener in den stillen Waldwinkel begleitet hat, sein Knecht Ottacker, verlässt ihn. In dieser Handlung, die den Akt eröffnet, und deren Mitteilung an Heinrich ihn beschliesst, fasst sich sein Gehalt zusammen.

Der zweite Akt zeigt Heinrich, wie er sich zum Tode rüstet: er macht sein Testament. Aus dem Herbst ist Winter geworden. Die Krankheit hat zugenommen, sodass sie sich kaum mehr verbergen lässt. Heinrich lebt „einsiedlerischer als ein Mönch von strengster Observanz." Gottfried und Brigitte geht er aus dem Weg; er spricht fast nur noch mit Ottegebe, seiner treuen Pflegerin. Jetzt will er sich auch von den letzten Menschen, mit denen er Umgang hat, trennen. In den Blicken seiner treuen Wirte glaubt er die Angst und den Abscheu vor der fürchterlichen, ansteckenden Krankheit zu lesen. Er will nicht „wie andere Krüppel tun, die Strasse säumen, als armer Lazarus im Schlamme wühlen." Er rüstet sich in der Wildnis den Tod abzuwarten oder zu suchen. So hat er seinen ritterlichen

Dienstmann Hartmann bestellt und übergibt ihm seinen letzten Willen. In einem furchtbaren Ausbruch, der allen seine Krankheit offenbart, reisst er sich los. Ottegebe aber stürzt ihm zu Füssen und bedeckt seine Hände mit Küssen: „Herr! liebster Herr! denkt an das Gotteslamm! Ich weiss — ich will — ich kann die Sünden tragen. Ich hab's gelobt! Du musst versühnet sein." Damit schliesst der Akt.

Der Aussätzige galt im Mittelalter für bürgerlich tot. Die Kirche las über ihn die Totenmesse: sein Leichenbegängnis wurde symbolisch vollzogen. Den entsetzlichen Zustand des Todes bei lebendigem Leibe schildert der dritte Akt. Der arme Heinrich gräbt an einem Herbstabend in der Wildnis sein Grab. Zwei Botschaften aus der Welt dringen zu ihm. Die erste aus der grossen Welt wird überbracht von Ottacker: man erklärt ihn für tot; sein Vetter Konrad will sein Erbe antreten, aber Hartmann mit 1200 Getreuen hält seine Burg. Ein Motiv des ersten Aktes wird verstärkt wiederholt: der Knecht, der oft „wolfsgleich den Feind zerfetzte" und nicht zitterte, flieht in sinnloser Angst, als sein „räudiger" Herr sich ihm nähert. Die zweite Botschaft aus der kleinen Welt des Meierhofes bringen Benedikt und Gottfried: Ottegebe befindet sich, seitdem Heinrich geflohen ist, in einem seltsamen Zustande. Sie verweigert die Speise und liegt oft tagelang steif und regungslos auf ihrem Lager. Nur noch der eine Gedanke beseelt sie, ihr Leben für Heinrich hinzugeben. Er solle kommen, so bitten sie ihn, und sie von ihrem Wahne heilen. Aber das Mädchen ist ohne Wissen der Ihren schon zweimal bei Heinrich gewesen, um ihn zur Annahme des Opfers zu bewegen. Er hat sie von der Unsinnigkeit ihres Begehrens zu überzeugen gesucht; es war die schwerste Versuchung, und er hat sie überwunden. So schlägt er nun auch die Rückkehr ab und schaufelt weiter an seinem Grabe. — Der Akt zeigt Heinrich in dem Zustande völliger Vereinzelung und Vereinsamung. Die Loslösung von der Welt ist aber für ihn zugleich eine Befreiung. „Nach oben drängt der arme, hörige Knecht zur Freiheit in die Welt: doch wenn ein Herr der Freiheit will — der Welt teilhaftig werden, so muss er tauchen tief in ihren Grund." Diese Worte der bittersten Verzweiflung bewahrheiten sich in anderem Sinne, als sie gemeint waren. Jetzt tritt ihm blos das Entsetzen dieses Zustandes nahe, das sich in wahnsinnsartigen Ausbrüchen Luft macht. Fürchterliche Anklagen erhebt der Ärmste gegen die Welt und gegen den grausamen Gott, dessen Hohngelächter er hört. Die Natur ist sein Reich geworden, — das einzige Glück, das er noch ersehnt ist die völlige Rückkehr zu ihr, die Auflösung in die Elemente. Die Welt ist ihm eine grosse Schädelstätte — aber auf ihr steht ein Kind und winkt. Und dieses Kind ist mächtiger als der Tod.

Das erste Wiedererwachen zum Leben schildert der folgende Akt. Der Tod hat dem armen Dulder den Kerker des Lebens nicht aufgeschlossen; auch als er ihn gesucht hat, ist er ihm nicht genaht. Die Krankheit hat ihren höchsten Grad erreicht. „Er ist verwildert, heisst es, fast zum Tier entartet, und überdies verzweifelt und zum äussersten gebracht." Wie einem Tier stellen ihm Graf Konrads Knechte nach. Die Scheiterhaufen rauchen im Lande, auf denen Unglückliche seiner Art verbrannt werden. Da ist sein Stolz zusammengebrochen. Tierische Instinkte gewinnen die Herrschaft in ihm und vor allen der stärkste, der Wunsch

zu leben. Sein umnachteter Sinn klammert sich an die letzte Hoffnung, die er selbst früher als sinnlos erkannt hat. Wolfsgleich umkreist er den Meierhof, um Ottegebe zu finden. Die Eltern haben sie in Benedikts Waldklause geborgen. Sie hat von ihrem Vorsatze nicht gelassen und bereitet sich durch Geiseln und Fasten auf ihre Erlösungstat vor. „Der klugen Jungfrau gleich, ein Lämpchen mit Öl sorgsam gefüllt und stets zur Hand“ harrt sie des armen Heinrich „als wie der Zukunft unsres Heilands.“ Und er kommt an einem Herbstabend scheu wie ein Verbrecher geschlichen. Nach tierischem Leben schreit er, und ein neues menschliches Leben geht ihm auf. Wie die Himmelskönigin selbst tritt ihm Ottegebe entgegen: durch seines Kerkers Wand dringt ein Strahl des himmlischen Lichts; „das Gemeine stob aus der verdumpften und verruchten Brust.“ Er fühlt, dass in ihr allein sein Heil beruhe; blindlings folgt er ihr, ins Leben oder — in den Tod.

In die Burg Heinrichs führt uns der letzte Akt. Es ist ein strahlender Frühlingsmorgen. Die Natur ist zu neuem Leben erwacht, und ein neues Leben beginnt für die Beiden, die von der Pilgerfahrt nach dem Süden heimkehren. Aus Heinrichs Bericht lernen wir die wunderbaren Vorgänge kennen, die seine Heilung herbeigeführt haben. Sie begann in der Klause Benedikts, als die heilige Ottegebe zu ihm herniederstieg: die Dämonen verlassen sein Inneres; hilf- und willenlos klammert er sich an seine Retterin. Auf der Reise nach Salerno trifft ihn der andere Strahl der Gnade: „An dem neuen Strahl, der aus des Kindes schweren Wimpern zuckte, gebar aufs neue meine Liebe sich in die erstorbne, finster drohende Welt. — — — Noch ward ich nicht gesund, doch fühlt ich eins: dass ich es musste werden — oder mit ihr den gleichen Tod bestehen.“ Es gelingt ihm nicht Ottegebe von der Erfüllung ihres Gelübdes abwendig zu machen. Aber als der Arzt in Salerno sich mit ihr in die Kammer einschliesst, reisst ihn eine unwiderstehliche Gewalt fort, er durchbricht die Tür und sieht Ottegebe zum Opfer bereit nackt an das Holz gebunden. Da trifft ihn der dritte Strahl der Gnade: er war genesen. Aber für das Mädchen beginnt eine Zeit schwerer Krisis. Der Bruch ihres Gelübdes erscheint ihr als Schuld; die irdische Liebe, welche die himmlische verdrängt hat, ist ihr eine Lockung der Hölle. Erst in der Heimat, als Heinrich sie bittet, sein Weib zu sein, löst sich die krampfhafte Spannung ihrer Seele. In anderm Sinne, als sie gedacht, hat sie dem geliebten Manne das Opfer ihres Lebens gebracht, ihn selbst zu neuem Leben erweckend. „Nun sterb ich doch den süssen Tod,“ sagt sie in seligem Aufblick. „Gestorben! Auferstanden!“ in die zwei Worte lässt sich auch Ottegebens Geschick zusammenfassen.

Es ist einer der Kerngedanken des Christentums, den Hauptmann in den Mittelpunkt seiner Dichtung gestellt hat: „Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Bei Goethe lautet er: „Und so lang du das nicht hast, dieses: Stirb und werde! Bist du nur ein trüber Gast Auf der dunklen Erde.“ Von der höchsten Höhe wird der Held in die tiefste Tiefe gestossen, aus dem buntesten Menschengewühl in die grausigste Einsamkeit, aus jauchzendem Lebensgenuss in die herbste Welt- und Menschenverachtung, der sonnige Liebling aller Männer und Frauen wird zu einem Gegenstand des Abscheus

und Entsetzens. Dieses furchtbare Geschick ist nicht, wie in der mittelalterlichen Dichtung eine Strafe, es ist der Durchgang zu einem neuen, höhern Leben. Das Leiden ist für Heinrich ein Segen, ein Läuterungsfeuer — auch darin schliesst sich der Dichter eng an christliche Gedankenkreise an. „Narben sind kostbarer als Purpur." Als die Ritter bei der Krönung Ottegebens in mächtiges Jubelgeschrei ausbrechen, verweist Herr Heinrich ihnen die „grelle Lust, die nur betäubt, nicht weckt": „Es ist ein stolzes Ding, die Lust verstehn und Herr der Freude sein! Des Abgrunds Tiefen ruhn unter des Schiffes Kiel, auf dem wir gleiten, und ist ein Taucher dort hinabgetaucht und heil zurückgekehrt zur Oberfläche, so ist sein Lachen, wenn er wieder lacht, Lasten von Golde wert." Erst die tiefste Nacht der Verzweiflung muss über ihn hereinbrechen, damit ihm der Stern aufgehen kann, der ihn zu diesem neuen Leben führt. Es ist die himmlische Liebe und Gnade, die sich ihm in Ottegebe offenbart, und die ihn selbst mit Liebesfeuer durchstrahlt. „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle." Diese Worte des Apostels Paulus klingen in des genesenen Heinrichs Rede wieder:

Gleichwie ein Körper ohne Herz,
ein Golem, eines Zauberers Gebilde —
doch keines Gottes — tönern oder auch
aus Stein — oder aus Erz bist du, solange nicht
der reine grade ungebrochene Strom
der Gottheit eine Bahn sich hat gebrochen
in die geheimnisvolle Kapsel, die
das echte Schöpfungswunder uns verschliesst:
dann erst durchdringt dich Leben.

Ottegebe war sein Mittler. „Ohne Mittler kann Gott nicht erlösen." Hier und sonst tritt das Bestreben stark hervor, des Mädchens Tat mit Jesu Opfer zu parallelisieren; ich möchte sagen, den menschlich-religiösen Gehalt der christlichen Heilstat frei von dogmatischer Umhüllung zu erfassen und darzustellen. Ottegebe zeigt eine merkwürdige Mischung von irdischer und himmlischer Liebe, ähnlich wie das arme Hannele. Der Dichter hat auf alle Weise gesucht uns diese Gestalt und ihr eigenartiges Seelenleben begreiflich zu machen. Über ihre Herkunft fallen geheimnisvolle Andeutungen; schon als Kind war sie seltsam; die kindliche Neigung zu dem Knaben Heinrich wird in dem Mädchen, das sich zur Jungfrau entwickelt, unter dem Einfluss des Mitleids zur opferbereiten Liebe. Sie ist kaum von einer Krankheit genesen und leicht erregbar, als der Ritter ihr entgegentritt. Ihre Seele ist durchdrungen von kirchlicher Frömmigkeit. Der Hinblick auf das Blutopfer Jesu verleiht ihr den Glauben an die Möglichkeit den Kranken durch Hingabe ihres eignen Blutes reinzuwaschen. Die Liebe zum Heiland und die zu dem aussätzigen Rittersmann verfliessen ineinander und führen zu visionären und ekstatischen Zuständen, die durch Fasten und Geiseln gesteigert werden. Ihr selbst bewusst sind nur die religiösen Motive ihrer Tat; und als in Salerno die irdische Liebe zum Durchbruch kommt, da ist sie zunächst aufs tiefste entsetzt, bis auch ihr die Erkenntnis aufgeht, die Hartmann ausspricht: „Was himmlisch schien, ist himmlisch, und die Liebe bleibt — himmlisch, irdisch — immer eine nur." Wenn der Dichter ihre

Handlungsweise als körperlich und seelisch bedingt darstellt, so ist seine Absicht nicht deren Wert dadurch herabzusetzen. Sie bleibt die Heilige, die das Schwerste erduldet hat, „freier von Schlacken“ als der Ritter, der „Demant reinsten Wassers“, den dieser „als Ring geläuterten Metalls“ zu fassen gewürdigt wird. Die himmlische Liebe ist zur Erde herniedergestiegen, um den Menschen aus seinem Elend zu erlösen — die Weihnachtsbotschaft. Die Vereinigung der beiden Menschen ist das Siegel ihrer Wiedergeburt.

Man sieht, wie gross, trotz aller äusseren Ähnlichkeit die Verschiedenheit der neuen Dichtung von der mittelalterlichen ist. Sie ist mit modernem Leben erfüllt, und vor allem, Herr Heinrich selbst trägt moderne Züge. Durch die zeitliche Verschiebung der Ereignisse hat dies der Dichter zu ermöglichen gewusst. Gerade die Kreuzzüge haben ja durch die fortdauernde Berührung, in die sie Morgen- und Abendland brachten, wesentlich dazu beigetragen, das moderne Geistesleben vorzubereiten, zumal auch auf religiösem Gebiet. Heinrich von Aue hat lange unter den Ungläubigen gelebt, er hat ihre Sitten und ihre Tracht angenommen; das Buch, das er am liebsten anführt, ist der „Heilige Koran“. So stark die sittlichen Probleme des Christentums die Dichtung bewegen, so hat es doch der Dichter streng vermieden, seinem Helden irgendwelche Züge kirchlicher Frömmigkeit zu verleihen. Modern ist Heinrich auch darin, dass er ein eifriger Bücherleser und erhaben über jeden Aberglauben ist. Durch solche Annäherung an unsere Zeit hat sich der Dichter seine Aufgabe nicht erleichtert. Um Heinrichs Wallfahrt nach Salerno zu begründen, musste er in Tiefen des individuellen Seelenlebens hinabsteigen, die sich fast dichterischer Darstellung entziehen, und die jeden Leser und Hörer zu erleuchten, auch ihm wohl nicht völlig gelungen ist. Der Aussatz und seine Heilung tritt zurück hinter den seelischen Wandlungen, die sich vollziehen. Er wird nahezu zu einem Symbol. Nicht die Krankheit, sondern die durch sie veranlasste Vereinsamung, der Gegensatz, in den der Einzelne zur Welt und zur Gesellschaft tritt, ist das Wesentliche. Der arme Heinrich gehört zu der Familie der „einsamen Menschen“, deren Darstellung den Dichter so vielfach beschäftigt hat; er ist der einsamste unter ihnen geworden. Aber gerade er findet den Weg zur Welt und den Menschen zurück, den sich die anderen versperrt haben. Besonders an den Namensvetter des Ritters, den Glockengiesser, wird man erinnert, der aus der Tiefe nach der Höhe strebte und dort seinen Tod fand. Ein Gegenstück zu der „versunkenen Glocke“ ist das neue Werk in mehr als einer Hinsicht geworden, und ein Vergleich beider wäre äusserst interessant. Hier muss dieser kurze Hinweis genügen. Auch verbietet der Raum, auf den engeren Zusammenhang der behandelten Probleme mit den Strömungen unseres Zeitalters einzugehen; jeder tiefer eindringende Leser wird ihn fühlen. Es lag mir vor allem daran, den sittlich-religiösen Gehalt der neuen Dichtung hervorzuheben, zumal er dem flüchtigen Leser nicht so leicht in die Augen fällt. Die ästhetische Würdigung musste davor in den Hintergrund treten. Ein Drama nach den alten Regeln der Gattung ist diese „deutsche Sage“ jedenfalls nicht, wohl aber ein dramatisches Seelengemälde von ergreifender Tiefe und eigenartiger Schönheit.

Als Dichter und als Mensch hat Gerhart Hauptmann einen weiten Weg zurückgelegt von der Nacht der Finsternis, die er in seinem Erstlingsstücke „Vor Sonnenaufgang“ schilderte, zu der dem sterbenden Glockengiesser aufgehenden Sonne, und von da wieder zu dem leuchtenden Frühlingsmorgen des „armen Heinrich“. Wer ihn überblickt, wird wohl sein redliches Ringen erkennen. Auch von ihm gilt das Wort seines Helden: „Die Ringenden sind die Lebendigen.“ Adolf Strack.



Die Materie nach den neuesten Forschungen und Anschauungen.

II.

Wir haben in unserm ersten Artikel gesehen, dass die Materie nach den neuesten Anschauungen aus Molekülen als den letzten durch Teilung zu gewinnenden Teilchen besteht und dass diese Moleküle sich dann noch chemisch in noch kleinere Teilchen, die Atome, teilen lassen.

Es ist bewiesen, dass 1 Molekül Sauerstoff und 2 Moleküle Wasserstoff zwei Moleküle Wasser liefern. Weil nun in jedem Molekül Wasser 1 Atom Sauerstoff enthalten ist, so folgt, dass während des chemischen Vorganges der Wasserbildung das Sauerstoffmolekül sich in 2 Teile, in 2 Atome, geteilt hat, also die Sauerstoffmoleküle aus 2 Atomen Sauerstoff sich zusammensetzen. Das Gewicht eines Atoms Sauerstoff, das wir selbstverständlich nicht wägen, wohl aber berechnen können, fand man gleich 16; daher ist das Molekulargewicht dieser Luftart $= 2 \cdot 16 = 32$. Auch die Moleküle des Wasserstoffes, Chlors, Stickstoffs und sonstiger gasförmiger sog. Nichtmetalle setzen sich aus 2 Atomen zusammen. Nun folgt unmittelbar aus der Avogadro'schen Regel (siehe S. 53), dass durch Wägen gleicher Raumteile verschiedener Gase mit Hülfe der bezüglichen Gewichte auch das bezügliche Molekulargewicht sofort zu finden ist. 1 l Sauerstoff wiegt 1,429 g und das gleiche Volumen, also 1 l Wasserstoff 0,0895. Die Anzahl der Moleküle in 1 l Sauerstoff ist gleich der Anzahl der Moleküle in 1 l Wasserstoff und sowohl die Sauerstoffgasmoleküle, als auch diejenigen des Wasserstoffes bestehen aus 2 Atomen. Durch eine einfache Rechnung ergibt sich daher als Molekulargewicht des Wasserstoffes 2,016. Da nun die Wasserstoffmoleküle sich aus 2 Atomen zusammensetzen, so folgt als Atomgewicht des Wasserstoffes, auf dasjenige des Sauerstoffes bezogen, $\frac{2,016}{2} = 1,008$. Man bezieht also in neuester Zeit die Atomgewichte nicht mehr auf Wasserstoff, dessen früheres Atomgewicht = 1 gesetzt war, sondern auf Sauerstoff. Atomgewicht dividiert durch die Anzahl der Valenzen gibt eine Zahl, welche man das Aequivalentgewicht des bezüglichen Elementes nennt.

22,4 l Sauerstoff wiegen 32 g; man hat diesem Gewicht den Namen Gramm-

molekül oder Mol gegeben. Wiegt man nun bei gleichem Drucke und bei gleicher Temperatur 22,4 l irgend einer anderen Luftart, so sieht man sofort, dass sich nun das Molekulargewicht und demnach auch das Atomgewicht der betreffenden Gasart sofort berechnen lässt. Aus dem Molekulargewicht und der prozentischen Zusammensetzung eines Stoffes, welcher in dem chemischen Laboratorium durch chemische Analyse untersucht wurde, lässt sich dann seine chemische Formel (chemische Zusammensetzung) finden. Es wurde also im Vorhergehenden gezeigt, wie man das Atomgewicht der gasförmigen, nichtmetallischen Elemente finden kann.

Für Metalle und andere feste Elemente, welche nicht leicht in den gasförmigen Zustand übergeführt werden können, hat man bis jetzt zur Bestimmung des Atomgewichtes das Gesetz der gleichen Atomwärme von Dulong benutzt. Doch können wir darauf hier nicht eingehen. Es mag genügen zu wissen, dass man also auch von festen und flüssigen Körpern das Atomgewicht finden kann.

Gruppiert man nun alle Elemente nach der Grösse ihrer Atomgewichte in 11 Horizontal- und 9 Vertikalreihen, wobei der Wasserstoff, dessen Atomgewicht = 1,008 ist, unberücksichtigt bleibt, so folgt in der 1. Horizontal- und 2. Vertikalreihe auf das Element Lithium (Atomgewicht 7), Beryllium (9), Bor (11), Kohlenstoff (12), Stickstoff (14), Sauerstoff (16), Fluor (19), in der 1. Horizontal- und 2. Vertikalreihe unter Lithium das Element Natrium (23), das Ähnlichkeit mit Lithium hat; weiter folgt Magnesium (24), dessen Ähnlichkeit mit Beryllium bekannt ist. Hieran schliesst sich Aluminium, von welchem man weiss, dass es mit Bor übereinstimmende Eigenschaften zeigt, u. s. w. u. s. w.; es kommen also stets Elemente untereinander zu stehen, welche offenbar in verwandtschaftlichem Verhältnisse zu einander stehen.

Ferner zeigt eine solche Tabelle der Grundstoffe, dass ähnliche Elemente in bestimmten Zwischenräumen stets wiederkehren.

Periodisches System H = 1,008.

	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
I.	Helium He 4,0	Lithium Li 7,03	Beryllium Be 9,1	Bor B 11,0	Kohlenstoff C 12,0	Stickstoff N 14,04	Sauerstoff O 16	Fluor Fl 19,0	
II.	Neon Ne 19,86	Natrium Na 23,05	Magnesium Mg 24,36	Aluminium Al 27,1	Silicium Si 28,4	Phosphor P 31,0	Schwefel S 32,06	Chlor Cl 35,45	—
III.	Argon A 39,0	Kalium K 39,15	Calcium Ca 40,0	Scandium Sc 44,1	Titanium Ti 48,1	Vanadium Va 51,2	Chrom Cr 52,1	Mangan Mn 55,0	Eisen Fe 56,0 Nickel Ni 58,7 Kobalt Co 59,0
IV.	—	Kupfer Cu 63,6	Zink Zn 65,4	Gallium Ga 69,9	Germanium Ge 72,3	Arsen As 75,0	Selen Se 79,10	Brom Br 79,96	—

	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
V.	Kryston Kr 81,0	Rubidium Rb 85,4	Strontium Sr 87,6	Yttrium Y 89,0	Zirkon Zr 90,7	Norium No 94,2	Molybdaen Mo 96,0	—	Ruthenium Ru 101 Rhodium Rh 103 Palladium Pd 106
VI.	—	Silber Ag 107,93	Kadmium Cd 112,4	Indium In 113,6	Zinn Sn 118,5	Antimon Sb 120,0	Tellur Te 127	Jod J 125,86	—
VII.	Xenon X 127	Caesium Cs 133	Baryum Ba 137,4	Lanthan La 138	Cerium Ce 140	—	—	—	—
VIII.	—	—	—	—	—	—	—	—	—
IX.	—	—	—	Ytterbium Yb 137	—	Tantal Ta 183	Wolfram W 184	—	Osmium Os 191 Iridium Ir 193 Platin Pt 194
X.	—	Gold Au 197,2	Quecksilber Hg 200,3	Thallium Tl 204,1	Blei Pb 206,9	Wismuth Bi 208,5	—	—	—
XI.	—	—	—	—	Thorium Th 232,5	—	Uran U 239,5	—	—

Es führt uns eine derartige Gruppierung der Elemente klar vor Augen, wie gewisse Eigenschaften der Grundstoffe sich gesetzmässig ändern, wie z. B. in den Horizontalreihen die Wertigkeit der Elemente, wenn man sie mit derjenigen des Wasserstoffes vergleicht, steigt und sinkt. Nehmen wir z. B. die 2. Horizontalreihe und lassen das Element Neon einstweilen noch weg, so haben wir die Horizontalreihe Natrium (einwertig), Magnesium (zweiwertig), Aluminium (dreiwertig), Silicium (vierwertig), Phosphor (dreiwertig), Schwefel (zweiwertig) und Chlor (einwertig). Wir haben eine I-, II-, III-, IV-, III-, II-, und I-wertig; also ein Steigen und Sinken.

Mit Sauerstoff bilden die Elemente die Verbindungen:

Natriumoxyd, 2 Atome Natrium verbunden mit 1 Atom Sauerstoff,

Magnesiumoxyd,	1 Atom	Magnesium	mit	1	Atom	Sauerstoff
	also 2 Atome	„	„	2	Atomen	„
Aluminiumoxyd,	2 „	Aluminium	„	3	„	„
Siliciumdioxyd,	1 Atom	Silicium	„	2	„	„
	also 2 Atome	„	„	4	„	„
Phosphorpentoxyd,	2 „	Phosphor	„	5	„	„

Schwefeltrioxyd,	1 Atom	Schwefel	mit 3 Atomen Sauerstoff
	also 3 Atome	„	„ 9 „ „
Überchlorsäure-Anhydrid	2 „	Chlor	„ 7 „ „

Wir können daher sagen, in Bezug auf Sauerstoff verhalten sich dieselben Elemente derselben Horizontalreihe der angegebenen Reihenfolge nach: I-, II-, III-, IV-, V-, VI-, VII-wertig, so dass also die Maximalwertigkeit hier als aufsteigend zu betrachten ist. Als zu- bezw. abnehmend können auch die spezifischen Gewichte der erwähnten Elemente in der festgelegten Reihenfolge genannter Grundstoffe bezeichnet werden. Auch treten noch andere übereinstimmende Eigenschaften, die im gewöhnlichen Leben selten Erwähnung finden, auf. Ähnlich verhalten sich die übrigen Horizontalreihen.

So hat eine derartige Gruppierung der Elemente nach der Grösse der Atomgewichte zu einer natürlichen Klassifikation geführt und sich auch deshalb als höchst wichtig erwiesen, weil sie uns das Vorhandensein von noch nicht entdeckten Elementen an den freien Stellen oder Lücken des Systems mit Sicherheit voraussagte, ja sogar die Eigenschaften der noch aufzufindenden Grundstoffe auf Grund ihres Platzes, welchen dieselben in der Tabelle einnehmen müssen, im voraus verraten. Die Regelmässigkeiten der ganzen Gruppierung der Elemente nach der Grösse der Atomgewichte treten dann für manches noch auffälliger hervor, wenn man sämtliche Grundstoffe nach der Grösse der bezüglichen Atomgewichte, von dem kleinsten Atomgewichte zum grössten aufsteigend, auf der Abzsissenachse[1]) eines rechtwinkeligen Koordinatensystems aufträgt, auf der bezüglichen Ordinatenachse aber die physikalischen und chemischen Eigenschaften, spezifische Gewichte, Schmelzpunkte u. s. w. nach einheitlichem Massstabe verzeichnet und die hierfür sich ergebenden Punkte der Koordinatenebene untereinander verbindet. Es entstehen alsdann ähnlich aussehende, durch Wendepunkte getrennte Kurven, welche die einzelnen Eigenschaften darstellen.

Bekanntlich versteht man in der Mathematik unter einer Funktion einen algebraischen Ausdruck, dessen Wert von irgend einer veränderlichen Grösse oder von mehreren veränderlichen Grössen (Variabelen genannt) abhängt; ein solcher Ausdruck lässt sich immer in Gestalt einer Kurve darstellen. Daher man auch sagt: „Die Eigenschaften der Elemente sind periodische Funktionen ihrer Atomgewichte.“

Diese, nach der Grösse der Atomgewichte aufgestellte Gruppierung der Elemente wurde von dem deutschen Chemiker Lothar Meyer und dem Russen Mendelejeff aufgestellt und als periodisches System der Elemente bezeichnet. (Wird fortgesetzt).

H. Orschiedt.

1) Zeichnet man eine senkrechte und eine wagrechte Linie, die sich schneiden, so nennt man dieselben Koordinaten, die senkrechte heisst Ordinate, die wagrechte Abszisse.



Die „Weiterbildung der Religion".

Die Worte, welche der Kaiser in einer Rede zu Görlitz am 28. November v. J. von der Freiheit in der Weiterbildung der Religion gesprochen hat, die er dem deutschen Volke wünsche und ihm erkämpfen möchte, haben vielfache Erörterung gefunden und manche religiösen Gegensätze wieder wach gerufen, welche gegenwärtig die Geister bewegen. Wir glauben, dass die Worte bei der wiederholt öffentlich und feierlich ausgesprochenen tief christlichen Überzeugung des Kaisers ganz unverfänglich zu deuten sind, wie auch schon aus dem Gegensatz zu schliessen ist, in welchen er dort diese Freiheit zu der Freiheit gestellt hat, sich nach Belieben schlecht zu regieren. Wir halten es aber für angezeigt, einmal das Christentum selbst unter die Beleuchtung jener Worte zu stellen und die Frage zu beantworten, in welchem Sinn wir eine Weiterbildung des Christentums ablehnen, in welchem Sinn wir eine solche zugeben und verlangen müssen. Die Frage hat schon unsere Grosseltern als Frage nach der Perfektibilität (Vervollkommnungsfähigkeit) des Christentums, wie man sich damals ausdrückte, beschäftigt und ist bald mit Ja, bald mit Nein beantwortet worden. Heutzutage, wo sich alle Gegensätze verschärfen, wird auch diese Frage in viel schrofferen Gegensätzen beantwortet. Es fehlt nicht an Stimmen, welche behaupten, dass das Christentum sich überlebt habe und durch eine andere und höhere Religion der Zukunft ersetzt werden könne und müsse. Der Entwicklungsgedanke, welcher heutzutage namentlich so viele Naturforscher beherrscht, scheint dieser Anschauung Boden zu verschaffen. Bewunderer des Buddhismus, die aber dabei doch die augenscheinlichen Errungenschaften der christlichen Kultur nicht preisgeben möchten, schwärmen für eine Vermengung von Buddhismus und Christentum. Wunderliche Sekten, aus Amerika importiert, behaupten das Christentum an Leistungen zum Wohl der Menschheit zu übertreffen. Solche endlich, welche in der Philosophie das Heil der Menschheit suchen, erwarten und erstreben ein philosophisches System, welches besser sei als das christliche. Dass wir alle diese Meinungen, Hoffnungen oder Befürchtungen nicht zu teilen vermögen, ist für uns als Christen selbstverständlich. Das Christentum beruht einmal auf Tatsachen, welche alle im vollen Lichte der Geschichte stehen und ihrer Natur nach durch keine anderen noch höheren Tatsachen überboten werden können, auf der Tatsache des sündlosen Wandels, des Kreuzestodes und der Auferstehung Jesu Christi, und auf der Tatsache, dass er selbst sich für Gottes Sohn erklärt hat, der zur Erlösung der ganzen Menschheit in die Welt gekommen ist. Das Christentum besteht sodann in Gaben, welche gleichfalls durch keine anderen noch höheren Gaben überboten werden können und welche uns eben durch jene Tatsachen zugänglich gemacht worden sind, in den Gaben der Versöhnung mit Gott durch die Vergebung der Sünden, der Kindschaft bei Gott als unserem himmlischen Vater und des ewigen Lebens. Endlich hat das Christentum eine Urkundensammlung für die Geschichte der Vorbereitung und Erfüllung des in Jesu Christo gekommenen Heils, die heilige Schrift, und auch bei dieser liegt es in der Natur der Sache, dass sie weder fähig noch bedürftig ist, durch eine andere Urkunde ersetzt zu werden. In

allen diesen Beziehungen kann von einer Weiterbildung der Religion und von einer Fortentwicklung des Christentums keine Rede sein.

Anders steht es mit der Aneignung jener Tatsachen und Gaben und mit dem Verständnis ihrer Urkundensammlung, der heiligen Schrift, welches beides ja auch zur Religion und zum Christentum gehört. Diese haben schon bisher ihre Weiterbildung und Fortentwicklung reichlich erfahren, dafür ist die Kirchengeschichte, die Dogmengeschichte und die ganze Kulturgeschichte der christlichen Völker ein beredtes Zeugnis; sie werden sie auch fernerhin erfahren. Diese Weiterbildung aber ist nicht bloss eine geradlinige, fördernde gewesen, sondern infolge der menschlichen Sündhaftigkeit auch eine irrende, den wirklichen Fortschritt hemmende, der Absicht Christi widerstreitende, und es ist die Aufgabe jeder Generation, auch der heutigen, an der richtigen Fortentwicklung weiterzuarbeiten und die irrende nach Kräften zu überwinden. Wenn der Kaiser für diese Weiterbildung der Religion Freiheit verlangt, so können wir ihm nur von Herzen zustimmen.

Wir wollen einige Andeutungen geben, in welchem Sinn und nach welchen Richtungen wir uns diese Weiterbildung der Religion und unsere Mitarbeit an derselben zu denken haben.

Die Grundanlagen der menschlichen Natur, die Grundbedürfnisse des menschlichen Herzens und die Grundgesetze des menschlichen Denkens sind stets dieselben, aber die Kulturzustände der Menschheit schreiten fort und die Formen der Denk- und Ausdrucksweise wechseln. Wenn nun nach Matth. 13, 33 das Himmelreich, das uns Jesus gebracht hat, der Sauerteig ist, welcher die 3 Scheffel Mehl durchsäuern soll, so ist dieses Mehl die Menschheit, die christliche und die ausserchristliche, mit ihrer jeweiligen Kulturentwicklung, Denk- und Ausdrucksweise. Diese soll von dem Evangelium ganz und gar durchsäuert, d. h. belebt werden. Damit das geschieht, muss das von uns verkündigte Evangelium, das in seiner Botschaft von den vorhin genannten Tatsachen und Gaben immer ein und dasselbe ist und bleibt, doch zu der Menschheit immer diejenige Sprache reden, die sie in ihren jeweiligen Kulturzuständen versteht, muss auch die weltlichen Interessen und Kenntnisse beleuchten, die sie in ihren jeweiligen Kulturzuständen hat, und dazu bedarf es einer Fortentwicklung, nicht seines Inhalts, aber der Form, in welcher es der Menschheit diesen Inhalt darbietet. Wir alle stehen eben jetzt mitten in dem Strom dieser Arbeit an der Weiterbildung der religiösen Verkündigung. Die Kulturentwicklung ist aber nicht bloss die Empfängerin, sondern auch eine Geberin an die Religion und das Christentum. Die Geschichts- und Literaturforschung, welche ganz und gar ein Kind dieser Kulturentwicklung ist, hat zur Weiterbildung in dem Verständnis der heiligen Schrift, in der Erkenntnis der Beziehungen zwischen Israel und seinen Nachbarvölkern und in der Erkenntnis der Zeitverhältnisse Jesu ganz ausserordentlich wertvolle Beiträge geliefert, und es wäre eine Verarmung auch unserer religiösen Erkenntnis, wenn wir uns gegen diese Fortschritte verschliessen wollten.

Um auch über den Kampf wider das Fehlerhafte in der bisherigen Weiterbildung der Religion eine Andeutung zu geben, so dürfen wir nur an die vielen

Lieblosigkeiten erinnern, mit welchen so manche Wortführer in den verschieden christlichen Kirchen und in den verschiedenen kirchlichen und theologischen Parteirichtungen einander bekämpfen. Wenn wir damit das Gebot der Liebe vergleichen, das uns Christus hinterlassen hat, die Bitte zu Gott um Einigkeit, welche Joh. 17 den Höhepunkt seines hohepriesterlichen Gebets bildet, so sehen wir Aufgaben genug vor uns, welche zu einer Weiterbildung der Religion auffordern.

So wird denn auch in dieser Frage das Wort des Apostels Paulus von dem unausforschlichen Reichtum Christi (Eph. 3, 8) in Zeit und Ewigkeit seine Geltung behalten.

Rudolf Schmid.



Die apologetische Auskunfstelle erteilt jedem Abonnenten gegen Beilegung des vierteljährlichen Bezugsscheines kostenfreie Auskunft auf alle apologetischen Fragen, („Zweifelsfragen") litterar. Nachweis u. s. w. Soll die Antwort so bald wie möglich brieflich erfolgen, so bitten wir eine Briefmarke oder Karte beizulegen. Nichtabonnenten zahlen für die Auskunft Mark 1,— in Briefmarken.

Was tat Gott vor Erschaffung der Welt?

(Antwort auf Frage 1.)

Die Frage hat bei manchem Verwunderung erregt, es möchte aber doch zu bedenken sein, dass „Zweifelsfragen" nicht von einem sicheren Glaubensstandpunkt aus gestellt werden, dem sie oft töricht vorkommen mögen. Es scheint mir daher die mit Luther[1]) erteilte Anwort: „Gott hat vor Erschaffung der Welt hinterm Haselstrauch gesessen und Ruten geschnitten für die, die so unnütze Fragen tun" — nicht richtig, so sehr man sich auch über die kurze, derbe Art dieser Antwort freuen mag. Dem Reformator mag es als vermessene Klügelei erschienen sein, sich um solche Dinge zu kümmern. Uns Menschen von heute kann eine solche Frage doch drängender und brennender erscheinen.

Aus den zahlreichen Antworten, die sonst noch eingelaufen sind, sei nun folgende Gesamtantwort zusammengestellt.

Die Antwort kann, wie ein Briefschreiber richtig auseinanderhält, vom philosophischen und vom religiösen Standpunkt aus erfolgen.

1. Philosophisch. Raum und Zeit gelten seit Kant als Vorstellungsformen des menschlichen Denkens, ob sie von letzterem unabhängig existieren, wissen wir nicht. Jedenfalls aber ist es ganz unstatthaft sie mit Gottes Wesen in Zusammenhang zu bringen; denn Gott steht über dem menschlichen Denken, d. h. über der Zeit. Man denke doch an das Bekenntnis, in welches ein Aufsatz in Heft 1 ausklingt: „Freunde, im Raum (und wir können hinzufügen: in der Zeit) wohnt das Erhabene nicht." Die Zeit beginnt erst mit der Vielheit und Verschiedenheit, d. h. mit der „Erschaffung der Welt". Ein „vor der Erschaffung der Welt" gibt es also philo-

1) Eine Zuschrift schreibt dieses Wort Bugenhagen, eine andere Gregor Brück zu. Welche Angabe ist nun richtig? D. Hsg.

sophisch gar nicht. Gott selbt ist unzeitlich, ewig, und wir haben kein Recht irdische und menschliche Kennzeichen auf die Ewigkeit und Gott anzuwenden.

Und darum auch ist es sicher und gewiss: Das Wesen der Ewigkeit und Gottes lässt sich noch weniger in menschliche Denkformen fassen als der Ozean in einen irdenen Krug.

Gott und Ewigkeit haben ein zwiefaches Gesicht. Das eine ist zurückschauend auf die unvorstellbare Unendlichkeit, das andere vorwärtsschauend auf die Erdenzeit und die Welt. Nur über das letztere hat uns Gott Offenbarungen zu teil werden lassen; seine Allweisheit und Liebe will uns vor allem erkennen lehren, was er für uns in dieser Zeitlichkeit sein will und welche Aufgaben daraus für uns erwachsen. Das dereinstige Leben in der Ewigkeit und das Schauen des ganzen unendlichen Wesens Gottes hat er uns in einem anderen Leben in Aussicht gestellt. So haben wir also eigentlich weder ein Recht, nach dem vorweltlichen, jenseitigen Wesen Gottes zu fragen, noch die Erkenntnismittel, solche Fragen befriedigend zu beantworten. Auf die obige Frage würde also die schlichte Antwort sein: Wir wissen es nicht und wir brauchen und sollen es nicht wissen. Und das ist prinzipiell dasselbe, was in Luthers Antwort enthalten ist.

Aber unser Geist ist nun einmal ein Teil des göttlichen Wesens, ein Kind der Unendlichkeit. Unsere Gedanken suchen nach rückwärts und vorwärts in die Geheimnisse des Himmels einzudringen und schon jetzt hinter den grossen Vorhang zu blicken. So lange es Menschen geben wird, welche glaubend und betend zu ihrem Gott emporschauen, werden sie daher auch die Frage erwägen: „Was tat Gott vor der Erschaffung der Welt?" Auch das Kind darf ja in seiner Seele seine Welt aufbauen, obwohl es von der Welt noch wenig weiss, und kluge Eltern werden in ihren Kindern solche märchenhaften Bilder nicht zerstören. Wir dürfen wohl jene märchenhafte Ewigkeit uns jetzt schon aus unseren kindlichen Vorstellungen aufbauen, müssen aber eben nicht vergessen, dass es nur Kinderträume sind. Darum dürfen wir also auch wohl die Frage

2. vom Standpunkt religiöser Phantasie aus, freilich in menschlicher Weise, zu beantworten suchen.

Im Museum bewundert man den herrlich aus Marmor gehauenen Körper irgend einer Figur; in der Gemäldegallerie staunt man vor der Farbenpracht und dem Leben, das dem Dargestellten einwohnt. Man sieht das Geschaffene. Ist es von selbt geworden, ist es im Nu entstanden? Vor der Wirklichkeit war die Idee. Noch nie ist ein wirkliches Meisterwerk entstanden, das nicht vorher in der Seele des Künstlers und Meisters wirklich gelebt hätte. Ist das All das Werk des ewigen Gottes, so ist es ihm auch nichs Fremdes. Die Welt ist der Ausfluss, der Abglanz, und zwar der endliche, des Ewigen, Unendlichen, das Gewordene aus dem Ungewordenen. Nun sagt der Schöpfungsbericht und auch sonst die Schrift mit aller Deutlichkeit, dass das All nicht mit einem Schlage fertig gewesen ist, vielmehr unter Gottes Hand und Einfluss sich nach und nach, in der Zeit gebildet hat. Daraus ergiebt sich für das religiöse Gemüt, dass Gottes Tun vor der Schöpfung das Fassen in Bildern der Schöpfungsidee gewesen ist, deren Ausgestaltung bis in das Kleinste hinein. Das ergibt den überaus tröstlichen Schluss, dass unsere Welt nicht die Hartmann-Schopenhauer'sche schlechteste Welt ist, sondern die der vorgefassten Idee entsprechende.

Nahm nun Gott von vornherein die Schaffung lebendiger und nicht bloss lebendiger, sondern auch beseelter Wesen vor und zwar, was letzteres anlangt, solcher, die ihm gleichen sollten, so musste er ihnen, ihrem Geiste, auch Bewegungsfreiheit zuerkennen. Denn ist Gott Leben und wir seine Ebenbilder, so muss auch Leben, Freiheit und nicht Zwang in uns sein. Daraufhin musste unbedingt vermöge der Allwissenheit Gottes die Idee folgen: der Mensch wird fallen, sich mit mir entzweien, aber er muss auch erlöst werden. Zu der Schöpfungsidee vor der Zeit gesellt sich also mit Notwendigkeit die Erlösungsidee.

Ob nun die Fassung dieser Ideen 1000 Jahre oder eine Sekunde beansprucht hat, bleibt sich völlig gleich, „denn, wie der Psalmist sagt, 1000 Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache." Der Ewige ist eben, wie oben hervorgehoben, nicht an die erst mit der Schöpfung eintretende Zeit gebunden, er ist nicht Vergangenheit, nicht

Zukunft, sondern allein Gegenwart und so können wir nicht aussinnen, ob nicht doch das Märchen recht hat, dass erst dann eine Sekunde der Ewigkeit verflossen ist, wenn der Demantberg durch des Vögleins Schnabel abgewetzt ist. Entspricht diese Ausführung nun aber, was für den gläubigen Christen doch die Hauptsache ist, auch der Schrift?

1. Mosis, 1, 2 heisst es wörtlich: „Und die Erde war Wüste und Leerheit und Finsternis über der Tiefe, und der Geist Gottes war brütend über den Wassern." Das einzig Lebende ist der Geist, alles andere sind negative Aussagen: „Wüste, Leerheit, Tiefe" mit Ausnahme der „Wasser". Jedenfalls sind aber Tiefe und Wasser einander gleichwertige, wenn nicht gar nach der Weise der hebräischen Poesie parallele Glieder, Aussagen für dasselbe. Der Nachdruck liegt aber auf dem „Geist" und seinem Tun, dem „Brüten". (Das hebräische Wort hat Luther mit schweben übersetzt, wörtlich aber heisst es brüten.) Wie die Henne nun durch ihres Leibes Wärme das Leben des Eies erweckt, so vermittelt auch der Geist Gottes der Tiefe erst Leben, und zwar, wie klar aus dem im Hebräischen stehenden Partizipium „brütend" hervorgeht, nicht auf ein Mal, sondern durch Tätigkeit, durch Fassen und Erweitern der Idee. Deutlicher noch heisst es in den Sprüchen Salomonis 8, 22 von der Weisheit: „Ehe er was machte, war ich da", und V. 29 und 30: „Da er den Grund legte, da war ich der Werkmeister bei ihm und hatte meine Lust täglich, und spielte vor ihm allezeit." Wie der Künstler sich ergötzt an seinen Gebilden, seinen Ideen, ergötzte sich Gott, menschlich gesagt, an seinen Gedanken. Nichts von aussen brachte ihm Leben, Tun und Genüge; er trug es von jeher in sich. Trefflich gewinnt dadurch der Gedanke des blos Aussinnens, wie wir ihn vorhin aussprachen, Gestalt und Wert für den Ewigen. Die Erlösungsidee tritt aber überall als „vor der Zeit" gewollt auf.[1]) Wir sind seines Wesens! Also ist auch der Schluss vom Geringern zum Grössern erlaubt, und wenn wir „in ihm leben, schweben", so sind die Wurzeln seiner Kraft die unsern und umgekehrt. „Die Schöpfung ist und bleibt das Aussichheraustreten des Unendlichen in das Endliche."

Nehmen wir zu den genannten Schriftstellen noch Joh. 1, 1 u. ff., sowie Col. 1, 5 ff., Stellen, die am weitesten ausgreifen hinsichtlich der vorweltlichen Daseinsweise Gottes, so sagen sie uns, dass Christus in göttlicher Herrlichkeit bei Gott war und dass durch ihn Gottes Schöpfungsplan ausgeführt wurde. Eine Antwort führt in dem Sinne des zuletzt Gesagten eine Stelle aus einer Predigt des „Magus des Südens" (Prälat Ötingen) an über Joh. 15, 26 ff., in der es heisst: „Christus ist der Vater der Ewigkeit, durch ihn hat Gott die Ewigkeiten gemacht. (Joh. 9, 6, Ebr. 1, 2). Wer dieses nicht einsieht, wer dieses aus der Verkündigung des ganzen Rates Gottes weglässt, dessen Zeugniss hat nichts Erhabenes, der kriecht in den Gebüschen seines Eigendünkels herum, er hat das Ganze nicht, er redet nicht aus der Fülle, er begnügt sich mit seinen matten, zusammengelesenen Blicken in die Wahrheit, er verfinstert als Ausleger das Heiligtum Gottes." Jene Antwort klingt aus in die beiden Sätze: „1. Gott liebte (und dies berührt sich wohl mit „zeugte") den Sohn und fasste mit diesem 2. den Ratschluss zur Weltschöpfung und zur Beseligung der Geschöpfe."

Es ist bezeichnend, dass die h. Schrift über das bisher Gesagte nicht hinausgeht, d. h. über allgemeine und unbestimmte Andeutungen. Die biblischen Schriftstellen haben es offenbar empfunden, dass wir hier an den letzten Grenzen unserer menschlichen Erkenntnis angelangt sind, dass wir damit vor dem Rätsel aller Rätsel stehen. Überhaupt offenbart uns ja die Bibel nur das, was zu unserer Seligkeit nötig ist, darüber hinaus schweigt sie. Das ist ja gerade das Grossartige, über alle andern alten Urkunden weit Hinausgehende an ihr, dass sie sich nicht in unnützen und müssigen Spekulationen ergeht, die den Stempel des Unglaublichen und der Spielerei an der Stirne tragen.

Auch Luther hatte es richtig empfunden, dass die in Rede stehende Frage für uns Menschen und Christen ohne wirkliches, praktisches Interesse des Glaubens ist. Daher seine derbe Antwort. Bescheiden wir uns also bei der oben versuchten Antwort und hoffen wir auf die Zeit, da wir werden hineinsehen dürfen in das Wunderland der Ewigkeit und Unendlichkeit, von der

---

1) Joh. 17, 5, 24 Schluss: Matth. 25, 34; Ephes. 1, 4; 1. Petri 1, 20.

wir eben nur eine Ahnung haben können gleich dem, welcher nur den schwachen goldenen Lichtstreifen über dem Wolkenberg im Osten sieht, der in das Dunkel der Nacht hineinleuchtet.

Peter Utz sagt auf unsere Frage:

„Wie Gott die Ewigkeit einst einsam durchgedacht,
Warum jetzt und nicht eh'r er eine Welt gemacht . . .
Das soll ich nicht versteh'n und kein Geschöpfe fragen.
Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz plagen."

Aber auf eines sei hier noch hingewiesen, und das möchte denn doch wohl der tiefere Grund jener „Zweifelsfrage" sein. Ob wir sie befriedigend beantworten können oder nicht, das kann und darf unsern Gottesglauben denn doch nicht berühren, davon darf es nicht abhängen, ob wir an Gott glauben oder nicht, eben deshalb nicht, weil die Frage über die Macht unseres Denkens hinausgeht. Könnten wir alles an Gott begreifen, so passte er in unsern kleinen, endlichen Verstand und wäre also selbst endlich, d. h. nicht Gott.

Wenn wir uns auch nicht vorstellen können, was Gott denn nun wirklich vor Erschaffung der Welt gemacht hat, so folgt daraus also wahrhaftig noch nicht, wie törichte Menschen denken, dass es keinen Gott gibt. Wie steht es denn mit der gegenteiligen Ansicht? Eine Ewigkeit der Welt ist ebensowenig auszudenken und es ist doch sicherlich keine befriedigende Antwort auf die Frage: was war vor dieser Welt? — wenn man sagt: eine andere Welt und vor dieser wieder eine andere und so fort.

Und nun sei zum Schluss noch eine Parabel hergesetzt, welche auch als Antwort auf die Frage eingesandt worden ist und welche unsere Antwort noch einmal hübsch wiederholt.

Einem Knaben wurden Seidenraupen geschenkt. Es machte ihm viele Freude, die Tiere zu füttern. Stundenlang konnte er sie beobachten. Die Raupen dachten über allerlei nach und kamen auch auf die Frage zu sprechen: „Was mag der Knabe nur getan haben, ehe er uns hatte?" Da sie keine Antwort darauf wussten, fragten sie schliesslich den Knaben selber. Dieser sprach: „O, ich habe mich auch vorher nicht gelangweilt. Da musste ich täglich einige Stunden in der Schule sitzen und dann noch Schularbeiten machen." „Was ist denn das Schule und Schularbeiten?" fragten die Raupen. Der Knabe versuchte es ihnen zu erklären, aber vergebens, sie konnten sich keine Vorstellung davon machen. Sie fragten weiter: „Hast du denn sonst noch etwas getan?" „Ja," war die Antwort, „ich habe auch täglich in Büchern gelesen." Wieder wussten die Raupen nicht, was das sei, und wieder bemühte sich der Knabe vergeblich, es ihnen klar zu machen. Die Raupen waren schon kleinlaut geworden, aber sie richteten doch noch einmal die Frage an den Knaben: „Hast du sonst noch etwas getan?" „Gewiss," erwiderte dieser, „ich habe auch draussen mit andern Knaben gespielt, ich habe Märsche und Radfahrten gemacht." Doch als die Raupen wieder wissen wollten, was das sei, Märsche und Spielen und Radfahrten, wurde der Knabe zuletzt ungeduldig und sprach: „Ach, das versteht ihr doch nicht."

Grösser als der Abstand zwischen den Raupen und dem Knaben ist der Abstand zwischen dem ewigen, allmächtigen, unendlichen Gott und uns vergänglichen, schwachen und endlichen Menschen. Wenn Raupen nun, auch wenn sie denken könnten, sich keine Vorstellung von dem Tun eines Knaben machen können, soweit er sich nicht mit ihnen beschäftigt, so können wir uns erst recht kein Bild von dem machen, was Gott tut, soweit er nicht an uns arbeitet.

„Es werde!"[1])

Ein Jahr hat 31556926 Sekunden, und das Licht braucht 493 Sekunden um von der Sonne nach unserer Erde zu gelangen, daher ist der Weg, den das Licht während eines Jahres zurücklegt $= \frac{31\,556\,926}{493} = 64\,000$ mal so gross, wie der mittlere Abstand zwischen Sonne und

1) Die nachfolgende, in loserem Zusammenhang zu unserer Frage stehende Antwort unseres geschätzten Mitarbeiters Dr. med. Selldén-Hedemora gebe ich ungekürzt wieder. Es ist das

Erde, der, wie wir wissen, 15 Millionen Meilen beträgt. Diesen Weg nennen wir ein Lichtjahr, und es ist dies das in der Astronomie gebräuchliche Einheitsmass.

Gesetzt nun, es gäbe einen Menschen, der ein Lichtjahr lang wäre und dieselben Eigenschaften hätte wie wir, dann wäre für den, sagen wir, Lichtjahr-Menschen der Abstand zwischen der Sonne und der Erde etwa so gross wie $^1/_{40}$ Millimeter für uns, (denn die Länge eines Durchschnittsmenschen ist 16 000 Millimeter, also $\frac{16\,000}{64000} = \frac{16}{64} = \frac{1}{40}$ Millimeter); d. h. dieser Mensch wäre so gross, dass er mit blossen Augen eine Kugel, die den Raum zwischen uns und der Sonne füllte, nicht mehr sehen könnte. Wenn wir ferner bedenken, dass ein Haar etwa $^1/_{10}$ Millimeter Durchschnitt hat, so hätte ein Hauptbaar des Lichtjahr-Menschen einen Durchmesser, der viermal so gross wäre, wie der Abstand der Sonne von der Erde, d. h: 60 Millionen Meilen, und einen Umkreis von $188^1/_2$ Millionen Meilen. Ein Schnellzug der 100 Meilen pro Tag und Nacht fährt und der zu Lebzeiten Adams seine Reise begonnen hätte, würde in 5 200 Jahren die Tour rund um das Haar eines solchen Phantasiemenschen noch nicht vollendet haben.

Was würde nun ein Wort eines solchen Riesen-Übermenschen bedeuten? Wenn wir in einem kalten Zimmer sprechen, so werden die aus dem Mund ausströmenden Gase sichtbar. „Man sieht den Hauch“, sagt man. Diese ausgehauchten Gase enthalten nicht nur Kohlensäure, Stickstoff und Wasserdampf, sondern auch eine Menge anderer Stoffe, die es in und auf der Erde giebt, wenn auch in so ausserordentlich kleinen Mengen, dass wir mit Ausnahme der Kohlensäure ihre absolute Menge noch nicht haben bestimmen können. Aber, kurz und gut, wir wissen, dass in einem Worte eines Menschen, materiell genommen, fast alle Urstoffe der unorganischen Schöpfung, sowie der Tiere und Pfanzen enthalten sind. Wir brauchen nur einige von den kleinsten Organismen (Bakterien, Bazillen, Mikroben), die sich oft in den ausgehauchten Gasen vorfinden, zu untersuchen: Die kleinsten Mikrokokken, die sog. Diplokokken der Lungenentzündung, die oft in den Atmungswegen sogar ganz gesunder Menschen vorkommen, haben einen Durchmesser von etwa 0,001 mm, sie bestehen aber aus Protoplasma, d. h. einer Verbindung von allerlei Stoffen, am meisten aus Eiweissstoffen. Diese enthalten immer Phosphor, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Schwefel, nebst mineralischen Bestandteilen, die nicht verbrennen können. Das Protoplasma enthält ferner, wenn auch nicht immer, noch manche andere Stoffe, wie aufgelöste Salze, organische Säuren, Kohlenhydrate u. s. w., besonders auch kohlensauren Kalk. Darnach dürfen wir wohl sagen, dass in einem Worte eines gewöhnlichen Menschen schon fast alle Hauptbestandteile der Erde enthalten sind. Stellen wir uns nun solch einen Diplokokken des Lichtjahr-Menschen vor: — sein Durchmesser wäre 500 mal grösser als der unserer Erde, sein Volumen also $500^3 = 125$ Millionen mal so gross wie das Volumen der Erde. Nehmen wir an, dass das spez. Gewicht dieses Diplokokken etwa das des Wassers wäre, d. h. 5 mal kleiner als das der Erde, so wäre sein Gewicht gleich dem von 25 Millionen Erdkugeln oder 75 mal so gross wie unser gesamtes Sonnensystem. Dieser eine Diplokokke böte also Stoff für 75 solcher Sonnensysteme wie das unserige.

Merken wir wohl: ein einziger Diplokokke! Wie unendlich viel grösser ist nun die Gasmasse, die solch ein Lichtjahr-Mensch mit einem Worte aushauchen würde, was könnte man von diesem Stoffe alles machen! Nehmen wir nun an, das von uns beim Sprechen eines Wortes ausgehauchte Gas nehme den Raum eines Kubikdezimeters ein, — in einem kalten Raume sehen wir, dass, wenn ich, „Es werde“ sage, das ausgehauchte Gas einen sehr grossen Raum einnimmt, im luftleeren Raume, wie im leeren Weltraume, würde das Gas einen ausserordentlich viel grösseren Raum einnehmen — dann würde ein von dem Lichtjahr-Menschen ausgesprochenes Wort

---

Referat über eine höchst interessante Abhandlung „die Entstehung der Welten“ von Dr. E. M. Dahlin, Privatdozent in Upsala, in der schwedischen Zeitschrift „Focklan“ 1902 Februar und März. — Der Gedanke des Ganzen mutet einen zwar phantastisch an, aber er ist im höchsten Grade überraschend und zum Nachdenken zwingend. Ich möchte daher jeden Leser bitten, vor den Zahlen nicht etwa die Segel zu streichen, sondern den Artikel mit Aufmerksamkeit zu Ende zu lesen. Der Hrg.

einen Würfel mit Gas füllen, dessen Seite 4000 mal so gross wäre wie die Entfernung bis zur Sonne, oder mit andern Worten: der Würfel wäre $4000^3 = 64\,000$ Millionen mal grösser als ein Würfel, dessen Kante gleich unserm Abstand von der Sonne wäre, d. h. grösser als 64 000 Millionen Gaskugeln, deren jede so gros wäre, dass sie den Raum zwischen uns und der Sonne ausfüllen würde. Es ist selbstverständlich, dass eine solche Menge unendlich viel mehr Stoff enthalten würde als zur Schöpfung von Millionen solcher Sonnensysteme wie das unsrige nötig ist, — wir brauchen uns ja nur daran zu erinnern, dass ein einziger Diplokokke eines solchen Riesenmenschen mehr als 75 mal soviel enthält, als für unser ganzes Sonnensystem nötig ist. Ein noch genauerer Vergleich: wir wissen, dass ein Mensch in jedem Atemzuge etwa 1/2 Liter Luft ein- und ausatmet. Nehmen wir nun an, dass die ausgehauchte Luft so schwer ist wie die athmosphärische Luft bei 0°, dann wird in jedem Atemzuge eine Gasmenge von 0,646 Gramm = 646 Milligramm ausgehaucht. Nehmen wir ferner an, dass durch das Wort: „Es werde!" nur 1/8 dieser Gasmenge, also 80 Milligramm ausgehaucht wird, d. h. das Gewicht von 80 Kubikmilligramm Wasser, so wiegt diese Gasmenge 80 000 Millionen mal mehr als jener Diplokokke. Ein einziges Wort eines solchen Lichtjahr-Menschen wird also 6 000 000 000 000 = 6 Billionen mal mehr Stoff als der unseres ganzen Sonnensystems enthalten. Und wenn diese Gasmenge auch nur ein Billiontel Mineralien und andre Stoffe enthält, die flüssig und fest werden können, so werden diese doch mehr als 6 mal so schwer sein, wie unser ganzes Sonnensystem, d. h. etwa 2 Millionen mal mehr als unsere ganze Erde.

Nach der mechanischen Wärmetheorie würde ein einziges Wort unseres Lichtjahr-Menschen, in einer Entfernung ausgesprochen, die 10 000 mal so gross ist wie die Entfernung der Sonne von uns, eine solche Energie haben, dass die ganze Erde, trotz dieser für uns unfassbaren Entfernung, augenblicklich in Gasform verwandelt würde. Die mechanische Wärmetheorie hat uns weiter gelehrt, dass einerseits Wärme und Licht und andrerseits mechanische Arbeit und lebendige Kraft nur verschiedene Ausdrücke einer und derselben Energie sind; deshalb und wegen der aus der ungeheuren eigenen Energie stammenden, ungeheuren Hitze muss das vom Lichtjahr-Menschen ausgesprochene Wort selbstleuchtend werden. Nun, es ist theoretisch und experimentell bewiesen, dass die Gase bei äusserer Abkühlung und dadurch erzeugter Zusammenziehung in ihrer Tiefe immer heisser werden, und zwar so lange, bis sie in flüssige Form übergehen. Sodann wird die ganze Masse allmählich kühler und kühler, die Mineralstoffe kristallisieren aus, und auch die übrigen Bestandteile werden nach und nach fest, entsprechend ihrem Schmelzpunkt. Nun können wir verstehen, dass ein Wort des Lichtjahr-Menschen zuerst ein heller Nebelschein sein würde, der sich in unbestimmten Umrissen im leeren Äterozean verlieren, aber durch die Schwerkraft allmählich eine mehr und mehr runde Form bekommen würde. Dabei musste die Drehung und die Temperatur im Inneren der Masse sich steigern, während die Masse sich mehr und mehr zusammenzog und besonders um den noch gasförmigen, immer lichter werdenden Kern dichter wurde. (Sonnen und Fixsterne) Schliesslich musste die Rotation so schnell werden, dass Gasring um Gasring sich von der Hauptmasse trennte. Diese Gasringe mussten allmählich reissen und sich zu kleineren Gaskugeln (Planeten) zusammenziehen, die um die ursprüngliche, grosse Gasmasse kreisten. In der Ferne des Weltenraumes gibt es Nebelflecke. Mit den riesigen Teleskopen unserer Zeit hat man von solchen 10 000 entdeckt und bewiesen, dass sie ganz und gar aus Sternhaufen bestehen. Es gibt aber auch andere Sorten von Nebelflecken: 1) solche, die erst in der Zukunft als Sternenhaufen aufgelöst werden können, und 2) wirkliche Nebelflecke, die durch das Spektroskop ganz sicher als Gasansammlungen erkannt sind. Wer die Spektren der Nebelflecke und die in ihnen wirksamen Kräfte von fast unendlicher Energie studiert und über diese Dinge wirklich nachgedacht hat, der muss unwillkürlich — so scheint uns — an die in der Bibel von Gott gegebene Offenbarung über die Schöpfung denken, wo es heisst: „Gott sprach, und es ward." Wenn wir an die Bedeutung des Wortes „Jehovah" = „ich bin, der ich bin", oder wie wir es auch übersetzen können: „Ich bin die höchste Potenz von allen höchsten Vollkommenheiten", denken, dann wird neben ihm sogar ein Lichtjahr-Mensch zu nichts.

Jeder der die machanische Wärmetheorie kennt, weiss ganz gewiss, dass ein Mensch mit

so ungeheuren Dimensionen und Kräften wie der angenommene Lichtjahr-Riese, wenn er aus Fleisch und Blut oder irgend anderen irdischen Stoffen bestände, auch nicht die allergeringste Bewegung machen könnte, ohne zugleich durch die unerhörte Hitze, welche dieselbe erzeugen müsste, in Gas verwandelt zu werden.

Verlassen wir nun unser menschliches Bild! Angesichts dieser unerhörten kosmischen Kräfte und ihrer überwältigenden Macht muss unser Verstand ganz stille und demütig stehen. Es ist ja nicht möglich einen andren annehmbaren Grund für Anfang und Erhaltung der Welt zu finden als den, welchen Er selbst, der sich Jehovah nennt, uns in seinem eignen Worte geoffenbart hat, wo es heisst: „die Himmel sind durch das Wort des Herrn gemacht und all' ihre Heere durch den Geist seines Mundes." Gedenken wir des unfassbaren Inhaltes des Wortes „Jehovah", wie ich es übersetzen wollte, so möchte ich glauben, dass diese gewaltigen Gasmassen, die wir Nebelflecken nennen, und die wir für den Anfang von Welten- und Sonnensystemen halten, gleichsam Worte sind, die Jehovah hie und dort in unendlichem Abstande von einander im unmessbaren Weltenraume ausgesprochen hat. Das scheint mir jedenfalls weniger unsinnig, als wenn man mit einigen Astronomen und andren Naturforschern annimmt, dass sie nur das für uns sichtbare Ergebnis eines vor Millionen von Jahren erfolgten Zusammenstosses alter Welten- und Sonnensysteme wären. Wenn sie in ihrem Anfange durch das „Werde!" Jehovahs geschaffen sind, so ist dies doch kein Hindernis, dass neue Himmel und neue Erden nachher so, wie diese Forscher annehmen, sich entwickeln konnten, aber auch dies stets nach dem Plane, den Gott am Anfang der Zeit gefasst hat.

Das tat Gott vor der Erschaffung der Erde! H. Selldén.

* * *

2. Frage: Wie ist das hohe Alter der alttestamentlichen Patriarchen mit der Wirklichkeit vereinbar? — Kaufmann B. in M.

3. Frage: Wie ist es möglich, dass Kain nach der Ermordung Abels sich eine Frau aus einem anderen Volke nahm, während Adam und Eva das erste Paar waren? — E. R. in Gr.

4. Frage: Ist es vom christlichen Standpunkt aus erlaubt, an der Börse zu spekulieren? — Bankbeamter H. O. in L.

Derselbe fragt nach einer in christlichem oder doch nicht antichristlichem Sinne gehaltenen deutschen Kultur- und Sittengeschichte. Kennt ein Leser eine solche?

Als Erdgeschichte empfehle ich Ihnen vor allem das in Heft 2 besprochene und angezeigte Werk von Fr. Ratzel „Die Erde und das Leben" sowie Neumayr „Erdgeschichte", siehe dieses Heft. Wollen Sie ein noch billigeres haben, so ist sehr zu empfehlen: H. Haas „Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde", Berlin, Schall & Grund (etwa 4 Mk.).

5. Frage: Wie ist das göttliche Vorherwissen unserer Lebensschicksale, namentlich auch in der Ewigkeit (als Forderung von Gottes Allwissenheit) mit seiner alle Menschen umfassenden Liebe zu vereinbaren? — H. in L.

6. Wie reimt sich die ewige Liebe Gottes mit der ewigen Verdammnis als Strafe für eine verhältnismässig doch kurze Erdenzeit von Sündhaftigkeit? — Derselbe.

Alle Leser, die etwas zu sagen wissen, werden gebeten, sich an der Beantwortung obiger Fragen zu beteiligen.





Man strebt jetzt hier und da darnach die Einführung des Religionsunterrichts in Fortbildungsschulen zu erreichen. Die Synoden von Brandenburg, Sachsen und Pommern erstreben die obligatorische (bindende) Einführung; Schlesien die fakultative (wahlweise); Westpreussen befürchtet unüberwindliche Schwierigkeiten. Allerdings ist die Einführung schon in 3 pommerschen und 13 schlesischen Orten gelungen; aber wir fürchten doch, dass unsere ehrsamen Bildungsphilister sich in ihren heiligsten Gefühlen beleidigt fühlen werden, angesichts des Ansinnens die halbwüchsigen Besucher der Fortbildungsschule auch noch in ihren religiösen Ansichten fortzubilden, hier also auch einmal dem Wort von der „Weiterbildung der Religion" auf dem persönlichen Gebiet zu seinem Recht zu verhelfen. — Es wird genug Angstmeier geben, welche nunmehr wieder einmal das Vaterland in Gefahr sehen, aller Kultur verlustig zu gehen.

* * *

Im Rheinland erregten Vorträge über „Jesus im 19. Jahrhundert" Aufsehen, die ein junger Bonner Privatdozent der Theologie Weinel in Solingen im November und Dezember v. J. hielt. Der Vortragende bestritt nach den Zeitungsnachrichten die himmlische Herkunft Jesu, behauptete, die Auferstehung Jesu sei lediglich „ein inneres Erlebnis der Jünger" gewesen und verwarf rundweg die Lehre vom Versöhnungstode Jesu. Dass er mit diesen Anschauungen energischen Widerspruch hervorrief, ist wohl nicht verwunderlich: in einigen öffentlichen Diskussionsabenden traten ihm die Solinger Pfarrer entgegen; und wenn Weinel diesen dann in einem Zeitungsartikel vorwarf, sie wollten ihn aus Hass um Gehalt und Laufbahn bringen, so möchte dies nicht gerade viel Vertrauen in die Stärke seiner Position einflössen.

Wir achten die negative Überzeugung, die in einem langen Leben voll ernsten Strebens nach Wahrheit und voll ernster Studien erworben ist; wenn aber, wie hier, ein noch recht junger Mann seine doch wohl noch nicht so sehr gefestigten Meinungen vor ein Laienpublikum bringt, welches seine Worte nicht immer nachprüfen kann, so macht dies zum mindesten einen recht unangenehmen Eindruck. Wie unfertig und unklar aber die Ansichten Weinels sind, das geht wohl zur Genüge aus dem einen Satz von ihm hervor: „Ein Gott, der Wunder tut, ist mir eine unverständliche, schreckliche Macht".

Auf einen Punkt der Weinel'schen Vorträge kann ich als Laie nicht umhin, hier noch kurz einzugehen. Er sprach in dem 1. Vortrag von Christi Sündlosigkeit und behauptete: Zweifellos habe Jesus mit der Sünde gerungen wie wir. Bezüglich des „Zweifellos" kann ich nur sagen: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort". Jesus hat mit der Sünde gerungen wie wir, das ist aber nach den Evangelien nur in dem Sinne richtig, dass er gerungen hat, allein mit der Sünde, die von aussen an ihn herantrat, nicht mit Sünde in ihm, wie es bei uns tagtäglich der Fall ist. Wenn Weinel ferner sagt, die Frage nach Jesu Sündlosigkeit habe im besten Falle nur dogmatischen Wert, so fliesst dies aus der Sucht alles Unbequeme als dogmatisch und damit in den Augen vieler als minderwertig zu stempeln. Mir und vielen anderen Laien hängt dagegen an dieser Frage alles, das ganze Christentum. Das Wort: „Welcher unter Euch kann mich einer Sünde zeihen?" macht den, der es sagte, entweder zu Einem, an den unsere Natur prinzipiell nicht heranreicht oder aber zu einem armseligen Selbstbetrüger. Hier aber hört das dogmatische Interesse auf und ist das religiöse sehr lebhaft. Ich danke dafür, einen Selbstbetrüger als meinen „Herrn" anzuerkennen.

* * *

Die Weimarsche Landessynode beschloss die Genehmigung der Mitwirkung von Geistlichen bei Feuerbestattungen und Beisetzungen von Aschenresten auf Friedhöfen. Wir haben an der Feuerbestattung kein Interesse; aber ob die Kirche sich dazu hergibt, die Aschenreste oder den unverbrannten Leichnam von kirchlich Gleichgiltigen mit kirchlichen Reden und Ehren beizusetzen, scheint uns ziemlich gleichgiltig zu sein.

* * *

Nach dem Menschen der Urzeit wird, wie unser voriger Bericht zeigt, heute gar eifrig geforscht, da ist es interessant zu hören, dass man jetzt auch beginnt über den Menschen der Zukunft allerhand mehr oder weniger berechtigte Phantasien aufzustellen. Das tut nach amerikanischem Vorbild Kreuschner in der Illustrierten Zeitung (1902, S. 450). Obwohl er das Prophezeien für „eine missliche Sache" und im vorliegenden Falle für „ganz besonders schwierig" hält, glaubt er doch die Frage nach dem Menschen der Zukunft mit einiger Berechtigung stellen und beantworten zu dürfen, ohne unfruchtbarer Hirngespinste bezichtigt zu werden. Er geht dabei von der noch durch nichts (man denke an die auf S. 56 berichtete Feststellung Kollmanns) oder nur für geringfügige Merkmale bewiesenen, fortwährenden Veränderung des gegenwärtigen Menschen aus. Da spricht er zunächst von der Behaarung und stellt unsern armen Nachkommen in Aussicht, dass sie nicht nur die Augenbrauen, sondern auch die Kopfhaare verlieren werden, so dass der „Mondschein" dann die Regel sein wird. Das bietet ja erhebende Aussichten für die ehrsame Zunft der Perrückenmacher! Dem Bart soll es dagegen weniger zu Leibe gehen. Das späte Auftreten, die krankhafte Beschaffenheit, ja das völlige Fehlen der Weisheitszähne gibt dem Verfasser Anlass an einen Rückgang des Gebisses zu glauben. Nun, hoffentlich geht dies nicht so weit, dass die Materialisten der Zukunft nicht einmal noch statt zur Affentheorie zu einer Faultiertheorie ihre Zuflucht nehmen müssen (bekanntlich besitzen die Faultiere sehr wenig Zähne). Immerhin ist es ja freilich sicher, dass die Zähne in Rückbildung begriffen sind. Die Diluvialmenschen hatten entschieden ein kräftigeres und besser ausgebildetes Gebiss als wir. Der Umfang des Brustkorbs scheint auch in Abnahme begriffen zu sein, ebenso die Körpergrösse, wenigstens in Europa, während sie in Amerika zunimmt, der „Yankee der Zukunft" soll daher ein sehr langer und sehr dünner Mann sein, ohne Kopf- und Barthaare mit ungeheurer Hirnschale, winzigen Nasen und Ohren und ohne kleine Zehen. — „O du Schönheit an der Wand!" — Zum Glück glaubt der Verfasser diesen unglücklichen Geschöpfen wenigstens auf Grund der modernen Hygiene ein längeres Leben, als es heute Mode ist, sowie eine höhere geistige Fähigkeit als Ersatz verlorener Schönheit prophezeien zu können. — Auch die Sinne sollen im allgemeinen abnehmen, doch wird darauf hingewiesen, dass z. B. sehr nervöse Menschen oft ein äusserst scharfes Gehör (man kann auch hinzufügen: einen sehr empfindlichen Geruchssinn) besitzen. — Nur gut, dass wir wissen, dass es mit der Erfüllung aller dieser Phantasien noch gute Weile hat. Sahen die Menschen vor 2000 Jahren ebenso aus wie wir, so werden die nach 2000 Jahren schon nicht anders aussehen, und wir brauchen nicht zu fürchten, dass unsere Ururenkel wegen eines in Anbetracht ihrer Leibesverhältnisse veränderten Schönheitssinnes sich unserer Bilder als ihrer Ahnen schämen sollten.

* * *

Im „Heimdall" wird die Besprechung über Gründung einer „Deutschkirche fortgesetzt (1902 Nr. 21). An Stelle der alten „Judenbibel" soll eine „bessere, heiligere Schrift" eingeführt werden. Woher nehmen und nicht stehlen? denkt man da unwillkürlich und richtig: „alle Festtage, glaubenstümlichen Gebräuche und Formen der evangelischen Kirche könnten beibehalten werden, aber eine wahre Deutung sollten sie haben." „Die Gottesdienste mit Gebet, Predigt und Gesang" sollen so fesselnd und inhaltsreich gestaltet werden, dass grosse Massen der neuen Kirche zufallen. Aus „allen Glaubenstümern" soll das Beste zusammengesucht werden. Die Redner sollen „gesunde philosophische Bildung" besitzen, die evangelische Geistlichkeit soll mit Ausnahme „einzelner Pfaffen-Naturen" herübergezogen werden.

Erbsünde und Vergötterung Christi sollen fallen, das Bessere und Wertvollere, was jenes ersetzen soll, muss der Vernunft entsprechen. Weil dem Volk der Name „kristlich" in Fleisch

und Blut übergegangen ist, müsste die neue Kirche „kristliche Deutschkirche“ heissen, was die Schriftleitung Heimdalls jedoch für „nicht erforderlich“ hält.

So ganz einfach scheint dem Einsender die Gründung der „Deutschkirche“ freilich doch nicht zu sein; aber edle Begeisterung lässt ihn ausrufen: „Der Segen dieses grossen Werks wird allen Völkern zuteil werden, und der Ruhm wird das deutsche Volk über die ganze übrige Menschheit für ewige Zeiten erheben.“

Wenn das deutsche Volk angesichts dieses herrlichen, seiner wartenden Ruhmes und des auch in Aussicht gestellten persönlichen und wirtschaftlichen Nutzens nun nicht in Scharen zur „Deutschkirche“ wallt, dann ist an ihm sicherlich Hopfen und Malz verloren. — Gegründet ist die neue Kirche freilich noch nicht, aber nach des Herausgebers Versicherung gehören ihr schon „unzählige Herzen“ an.

Der Mathematiker würde die letzteren kurz als „imaginäre“ Grössen bezeichnen.

* * *

Der Babel-Bibel-Streit geht weiter. Die Zeitungen hatten die irrige, auch von uns übernommene Nachricht aufgebracht, Prof. Hilprecht habe 14 Jahre lang Ausgrabungen im Orient geleitet, daraus wurde ihm dann von der gegnerischen Seite ein Strick gedreht. Er selbst ist aber an jener Nachricht ganz unschuldig. Er hatte im Übrigen in durchaus ruhiger Weise lediglich ausgesprochen, dass er durch seine Forschungen zu radikal andersartigen Ergebnissen gekommen sei wie Delitzsch. Es ist unverständlich, wie letzterer darauf nun so sonderbar nervös und ins Persönliche hinein antwortet. Wir können auf den ganzen Streit hier nicht weiter eingehen, es ist auch deshalb unnötig, weil wir demnächst eine zusammenhängende Darstellung der ganzen Frage und ihrer Bedeutung für unsere Zwecke geben werden. E. Dennert.



Apologetische Rundschau

I. Zeitschriften.

Aus den ersten beiden Nummern der „Reformation“ (1903) sei auf folgende auch apologetisch bedeutsame Aufsätze hingewiesen: 1. Stöcker legt in „Die Zeichen der Zeit“ unter dem Gesichtspunkte, dass Verneinung der Ostertatsache Verneinung der Wahrheit und Kraft des Christentums ist, den Finger auf die Zeichen der Gegenwart und ihre sittlich-religiöse und soziale Bedeutung. Dieselben deuten auf den unverwüstlichen Hunger des Menschen nach dem Unsichtbaren, der aber ungestillt bleibt, weil der rechte Glaube fehlt. Ohne den herzerneuernden Glauben gibt es für unsere Zeit kein Heil. — 2. Kühn veröffentlicht unter dem Titel „Ein fliegendes Blatt“ eine Betrachtung Hamanns über die Epiphaniengeschichte, in welcher der Magus des Nordens die ganze Philisterhaftigkeit seiner „aufgeklärten“ Zeitgenossen verspottet und sich mit freudigem Glaubenszeugnis gegen seine dünkelhafte, glaubensarme Zeit wendet. — 3. „Zwei Briefe Jung Stillings“ über Bedeutung und Übung der Gottseligkeit legen Zeugnis ab von dem Herzenschristentum eines anderen bekannten Mannes des 18. Jahrhunderts. — 4. Weber schildert die segensreichen „Früchte und Folgen der Erweckungsbewegung“ während des 19. Jahrh. in Minden-Ravensberg und Lippe: Auskehren des alten Rationalismus, Wiederzurückgreifen auf das alte schöne Kirchenlied, Erwachen des Missionsinteresses, Jugendfürsorge. — 5. Baarts weist in „Zola“ hin auf den apologetischen Kern des Naturalismus Zolas: die rücksichtslose Illustration des biblischen „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht“ — „die Sünde ist der Leute Verderben“ u. a., betont aber zugleich, dass der mangelnde sittliche Charakter Zolas ihn zum wirksamen Bussprediger völlig ungeeignet machte. Sa.

Das Januarheft 1903 des „Beweis des Glaubens" bringt folgende Abhandlungen: 1. Rieks, „Das Papsttum eine göttliche Institution?" Hier wird dargelegt, dass die biblischen Zeugnisse und die glaubwürdigen geschichtlichen Schriftstücke obige Frage verneinen. — 2. Samtleben bestreitet in „Der Kampf gegen das christliche Dogma" der unchristlichen Vernunft das Recht, über das Christentum abzuurteilen, er weist ferner nach, dass die christliche Wahrheit überhaupt keiner Rechtfertigung durch die menschliche Vernunft bedarf, und wenn dieselbe auch für letztere noch ein Geheimnis ist, doch ihrem Wesen nach die höchste Vernünftigkeit darstellt. Endlich wird die Hinfälligkeit der Einwände gegen das christliche Dogma aufgedeckt. — 3. Asmussen weist in „Wissenschaft und Glaube" eine hochmütige mit ihrem Erfahrungsbeweis sich rühmende und den Glauben herabsetzende Afterwissenschaft in die gebührenden Schranken zurück, indem er ihr die eigene Inkonsequenz vorhält und ihr das Recht bestreitet, sich auf ein Gebiet zu begeben, wo nicht Verstand und sinnliche Erfahrung massgebend sind, sondern nur Glaube und Herz mit ihren sicheren Erfahrungen. Sa.

Im biologischen Zentralblatt berichtet Thilo über seine Untersuchungen betr. die Vorfahren der Schollen. Diese Fische schwimmen bekanntlich auf der einen Seite und tragen auf der anderen beide Augen. Man weiss heute, dass die Eier der Schollen auf offenem Meer schwimmen und dass die ganz jungen Fische sich hinsichtlich der Körperhaltung und Augenlage genau so wie andere Fische verhalten. Erst wenn sie 1 cm lang sind, fangen sie an, auf der Seite zu schwimmen und den Boden aufzusuchen, dann beginnt das eine Auge auf die andere Seite zu „wandern", was schon nach 3 Tagen beendet sein soll. Warum schwimmen nun die Schollen auf der Seite? — Auch der Häringskönig oder Zeus schwimmt oft auf der Seite, er ist breit und flach, hat aber noch starke Flossen, die Schollen dagegen nicht; die Augen vom Zeus liegen auf beiden Seiten. Er kann bei dieser Form auch seitlich am besten schwimmen, ebenso kann er auf ebenem Boden seine Beute am besten in seitlicher Lage ergreifen; sonst sucht er aber ähnlich wie andere flache „Klippfische" klippenreichen, unebnen Boden auf, um sich in Spalten u. s. w. aufrechthalten zu können. Mit seinen grossen Flossen kann er sich schnell wenden oder aufrecht balancieren; in flachem Boden gräbt er sich in den Sand ein, um sich aufrecht zu halten. Die Schollen nun schwimmen ausschliesslich auf einer Seite oder liegen auf flachem Boden, daher die Augenstellung und die helle Färbung der anderen Seite. Bei Flundern hat man Übergangsformen beobachtet, welche bestätigen, dass diese Körperbeschaffenheit mit dem Flachliegen und Flachschwimmen zusammenhängt. — Junge Schollen schwimmen nur so lange aufrecht, als sie langgestreckt sind, wird ihr Körper flacher, so beginnen sie seitlich zu schwimmen.

Thilo schliesst aus alle dem, dass die Schollen von anderen Fischen abstammen, welche in klippenreichen Gegenden lebten und dann auf Sandboden verschlagen wurden, wo sie sich gewöhnten immer nur auf einer Seite zu leben. Da sie dann nicht mehr die grossen Flossen nötig hatten, so schwanden dieselben. Der Verfasser schliesst ferner daraus, „dass äussere Lebensverhältnisse den ganzen Bau eines Tieres vollständig umbilden können, und dass hierdurch Tierarten entstehen und vergehen;" er steht damit also auf dem Standpunkt Lamarcks und muss die Darwinsche Lehre von der Auswahl des Passendsten läugnen, was er jedoch nicht ausdrücklich tut. Dt.

II. Bücher.

Ph. Bachmann, Was kann unsere Kirche, die Kirche des schriftgemässen Bekenntnisses, von der modernen Theologie lernen? Bertelsmann, Güterslohe. 1902. 28 S. 50 Pf. — Dieser anziehende und lehrreiche Vortrag will nicht der modernen Theologie das Wort reden, als ob die Kirche sich von ihr ins Schlepptau nehmen lassen müsse. Aber einsehen soll die Kirche des Bekenntnisses, dass sie noch nicht ausgelernt hat und die Augen soll sie sich von der modernen Theologie öffnen lassen für ihre gegenwärtigen Aufgaben an ihren Bekennern. Lernen soll sie von ihr zur Vertiefung ihres Verständnisses des Evangeliums, zum Ausgleich des religiösen Bewusstseins mit den Denkformen und Interessen der Gegenwart, zur Bewahrung des Lebenszusammenhangs zwischen Evangelium und christlicher Frömmigkeit. Sa.

Von Jahrbüchern liegen uns vor: „Die neue Christoterpe 1903 (Halle a. S., C. Ed. Müller) und das „Türmer-Jahrbuch“ 1902 und 1903 (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Beide sind als Geschenke, auch ausserhalb der Weihnachtszeit, bestens zu empfehlen wegen ihres gediegenen Inhalts. Die Christoterpe bietet für unsere Ziele weniger, wir nennen die Aufsätze „Der betende Jesus und unser Beten“ von Funke und „Die christliche Sittlichkeit in ihrer Bedeutung für Volks- und Völkerleben“ von Stöcker u. a. Die Türmer-Jahrbücher enthalten übrigens keinen schon im Türmer abgedruckten Aufsatz; sie sind mehr systematisch gegliedert und bringen für unsern Zweck manches Bedeutungsvolle, 1902 z. B. „Nitzsche's Antichrist“ von Hemann (das Christentum hat von N. nichts zu fürchten, es ist im 20. Jahrhundert bewiesen, dass seine Moral die beste, nämlich göttliche Vernunftmoral ist, nicht Herren- oder Sklavenmoral) und „Gemüt und Geist bei Tieren“ von Marshall (eine Vermenschlichung der Tiere, die wir nicht mitmachen können). Im Jahrbuch 1903 finden wir von Rogge „Was wissen wir von Jesus?“ (Antwort: du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn); von Reinke „der Ursprung des Lebens auf der Erde“ (ruhig und sachlich wird erörtert, dass der Naturforscher nicht umhin kann, das Dasein Gottes anzuerkennen); von Fr. W. Förster „Weltgeschichte und Sittlichkeit“ (das Sittliche ist auf die Dauer auch das allein praktische — selbst wenn der Realpolitiker für den Augenblick noch sehr den Schein der Schlauheit für sich hat) von Dessoir „der Spiritismus“ (die Erfahrungen der letzten Jahre sind dem Okkultismus z. T. günstig, dem Mystizismus und Spiritismus ungünstig gewesen, es scheint, dass manche Menschen besondere Kräfte besitzen, die Verbindung mit übersinnlichen Wesen ist nicht einmal wahrscheinlich. Unsere Weltanschauung und Religion werden durch den Spiritismus weder unterstützt noch beeinträchtigt); endlich noch von E. von Hartmann „Gedanken über Individualismus“ (gedankenreich, doch zum Widerspruch reizend — wenn behauptet wird, dass es noch einer längeren Erziehungszeit bedarf, um die Religiosität des Durchschnittsmenschen für die Ansicht von einem unpersönlichen Gott reif zu machen, so möchte ich die Gegenthese aufstellen, dass die Menschheit noch lange nicht reif ist, die Gedanken an einen wahrhaft persönlichen, aber nicht vermenschlichten Gott zu fassen). Dt.

M. Neumayr, Erdgeschichte. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig, Bibl. Institut. — Eine treffliche Ergänzung von Ratzels „Die Erde und das Leben“; der erste Band behandelt „Allgemeine Geologie“, der zweite „Beschreibende Geologie“ (Die Geschichte der Erde.) Wer sich eingehend und zuverlässig über die entsprechenden Fragen unterrichten will, der greife zu diesem Buche. — Siehe auch Inserat. Dt.



Druck von Ernst Röttger in Kassel.